

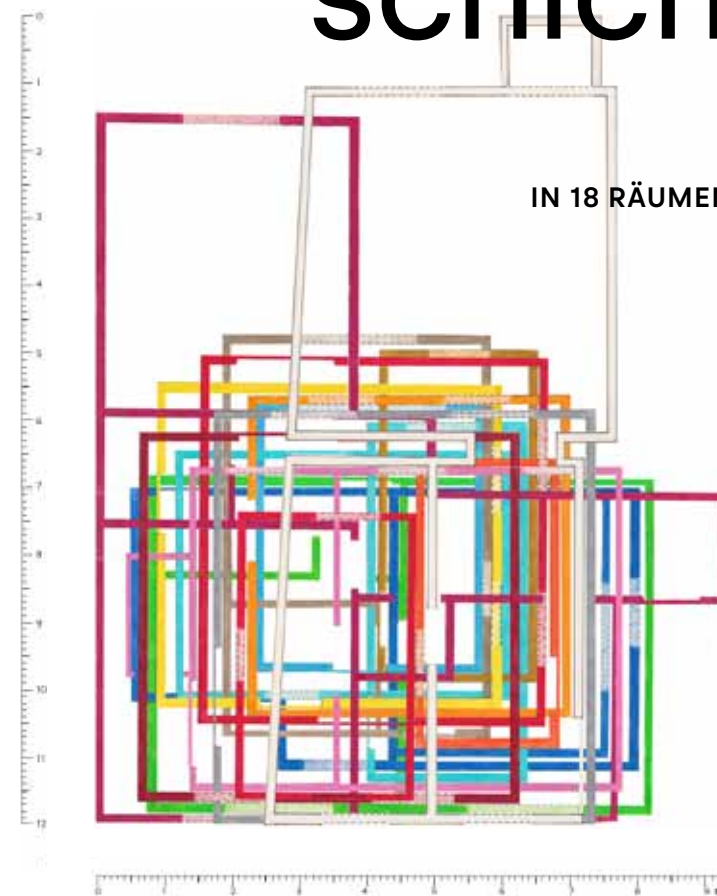
dichtege schichte

In diesem Büchlein unterzieht Miriam Bajtala ihre eigene Vergangenheit einem experimentellen Akt der Vergegenwärtigung und Aktualisierung. Ausgangspunkt sind Rekonstruktionen der Grundrisse der Wohnungen, in denen sie gelebt hat, eine Art räumlicher Lebenslauf: Anhand dieser grafischen Vorlagen erstellte sie zu jeder Wohnung 18 Textminiaturen, in denen einerseits unterschiedliche soziologische Fragen aufgeworfen werden, zu sozialer Herkunft, Arbeitermilieu, Migration, andererseits dissoziative Risse hinsichtlich Scham, Wut und anderen Gefühlen entstehen. Das Geschriebene endet dort, wo ihr Künstlerinnen-Dasein beginnt.

Bajtalas Assoziationsräume werden zu Achsen eines Reflexionsfeldes, das in der Betrachtung anregt die eigenen ‚dichten Geschichten‘ zwischen jetzt und erinnertem Jetzt nachzuziehen. Eine künstlerische Anleitung zur Selbstermächtigung.



MIRIAM BAJTALA
dichtegesichte
IN 18 RÄUMEN



MIRIAM BAJTALA

dichtege schichte

IN 18 RÄUMEN

„... In der klassischen Anthropologie gibt es eine strenge Unterscheidung zwischen ‚im Feld‘ und ‚zu Hause‘. Ins ‚Feld‘ geht man, um seine Recherchen einzuholen, um, bisweilen mit hohem persönlichem Risiko, in einen Strudel rohen, unsortierten Geschehens einzutauchen. ‚Zu Hause‘ dann ordnet und zähmt man es: katalogisiert es, überführt es in etwas Sinnvolles. Doch wenn der Gegenstand der Studie völlig mit dem eigenen Leben und seinen Rhythmen verflochten ist, verschwindet die Unterscheidung: Wo endet das ‚zu Hause‘, und wo fängt das ‚Feld‘ an? ...“¹

¹ Tom McCarthy: *Satin Island*, München: DVA 2015, S. 34.

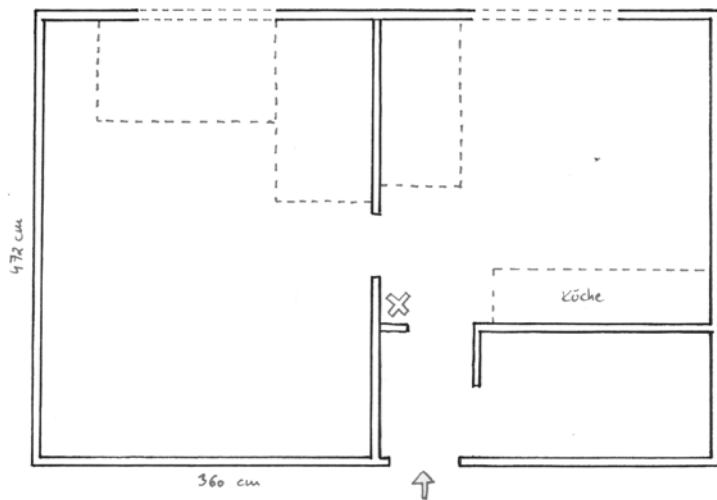
1

BRATISLAVA, PETRŽALKA, SLOWAKEI

1970er-Jahre-Mietwohnung.

Plattenbausiedlung direkt an der österreichischen Grenze.

Gesamtfläche: 28 m².



Die Küche ist mein Zimmer. Hier steht das Kinderbett. Eine Küchenzeile. Mama kocht.

Das Bad erschließt sich durch meinen kleinen Körper: Ich gehe rein, links das Waschbecken, gleich anschließend eine Badewanne. Der Raum ist eng. Es riecht nach Chlor, wie in einem typischen Plattenbau. Ich verwende das slowakische Wort dafür, Panelak.

Kommt man in die Küche, ist links, hinter der Türe mit Milchglaseinsatz, ein Winkel, ein unbenütztes Eck. Da stehe ich manchmal, wenn ich mich für etwas nicht entschuldigt habe, zur Strafe in Richtung Wand. Ich verstehe oft nicht, wofür genau ich bestraft werde. Niemand redet mit mir. Ich bin trotzig. Das Gefühl für Unrecht kenne ich genau.

Das Wohnzimmer ist gleichzeitig das Schlafzimmer meiner Eltern. Die Betten sind ums Eck gelegt. Davor ein Tisch, auf dem sieben Jahre lang immer Ende April alle meine Geburtstagstorten liegen. Wer zu Besuch kommt, sitzt auf den Betten. Ein weicher Sessel steht davor.

Nicht weit von der Wohnung entfernt liegt das Häuschen meines Großvaters, mit einem Gemüsegarten, Schaukel und Plumsklo. Der Weg zum Großvater väterlicherseits: Der Turm, auf den ich zugehe, dann nach rechts und schon sehe ich den großen, grünen Zaun.

Meine Mutter ist Chefin einer Schnellputzerei. Sie tritt ohne das Wissen meines Vaters in die kommunistische Partei ein. Vielleicht will sie ihren Job nicht verlieren. Mein Vater wird mehrmals dazu auf-

gefordert, das gleiche zu tun. Er lehnt immer ab. Viele Jahre später findet er heraus, dass sie beigetreten ist.

Babka Cech, meine Urgroßmutter, hat nicht weit von unserem Plattenbau entfernt einen Garten, der nicht endet. Eine lange Parzelle, jedes Stück eine andere Welt. In der Weltwirtschaftskrise gingen sie und ihr Mann nach Frankreich als Erntehelfer, zogen von Hof zu Hof, bis in den Krieg hinein. Meine Großmutter ist in Frankreich geboren. 1943 flüchteten sie während der Bombardierungen zurück in die Slowakei.

Es ist etwas passiert. Brutaler Streit zwischen den Eltern. Ich weiß gar nicht, wo ich mich hin bücken soll. Ich möchte unsichtbar sein. Meine Mutter nimmt mich an der Hand. Sie geht viel zu schnell. Sie schleift mich fast nach. Ich weine, erinnere keine Umgebung. Es ist wie in einem Tunnel. Nur die Fußspitzen sind sichtbar, ich spüre ihre Hand und greife ganz fest zu. Wir erreichen die Urgroßmutter.

Wo sind die Heldinnen meiner Umgebung? Eine, die mysteriös oder unsagbar frech und voller Mut ist, eine, die ich nachahmen kann, deren vorgelebtes Leben ich nachstellen kann, eine, die weiß, wo es lang geht, wie etwas funktioniert, die auf Fragen Antworten hat oder, die einfach still mit sich ist, selbstbewusst und ruhig, und ich das sehe.

Ich habe mich immer gefragt, was den Hass meines Vaters auf den Kommunismus so groß werden ließ. Warum er mich ganz entschieden, mitten drin, dagegen erzieht? Was bringt ihn dazu, einem fünfjährigen Kind beizubringen, in aller Öffentlichkeit auszuspucken, wenn der Präsident sicht- oder hörbar ist? Lenin kenne ich vom Kindergarten.

Er wird mir dort präsentiert als großer Held, der sich im Gefängnis aus Brot einen Schlüssel bastelt, um damit die Tür zu öffnen. Ich will Papa imponieren. Der Staat ist mir egal.

Als ich vom Kindergarten heim komme und dem Vater sage, dass wir einen Ausflug zum Grab der russischen Soldaten machen und ich fünf Kronen für den Kranz bräuchte, antwortet er: „Sag deiner Lehrerin, wenn sie der Großmutter fünf Kronen für die Blumen auf ihrem Grab spendet, dann gibt dein Vater gerne das Geld her.“ Viele Jahre später führe ich ein Interview mit ihm. Er spricht über seinen eigenen Vater, der im Krieg, anstatt für die Deutschen zu kämpfen, zu den Partisanen in den Wald ging, nahe dem Haus seiner Mutter. Mein Vater überwirft sich in Andeutungen. Abgesehen vom Hunger musste der Großvater Dinge tun, über die er dann sein Leben lang schwieg. Dort wird der Hass auf die Russen geboren und das dort erlebte Trauma geht unmerklich und ganz persönlich auf meinen Vater über.

Mit fünf Jahren fange ich zu turnen an, bei einem Verein namens Inter. Mein Körper ist dünn, biegsam, flexibel, schnell. Ich habe Talent zum Geräteturnen. Ich lerne Genauigkeit und Disziplin.

Im Alter von sieben Jahren fliehen meine Eltern und ich nach Österreich. Mein Vater hatte schon Jahre davor versucht, ein Visum für die ganze Familie zu bekommen. Doch musste immer ein Familienmitglied in der Tschechoslowakei bleiben. Über Beziehungen – Vater kennt einen Zöllner auf der tschechoslowakischen Seite – kommen wir nach Österreich. Ich scheine in den Papieren nicht auf und werde dazugeschummelt. Der österreichische Zöllner weiß sofort, dass wir nicht

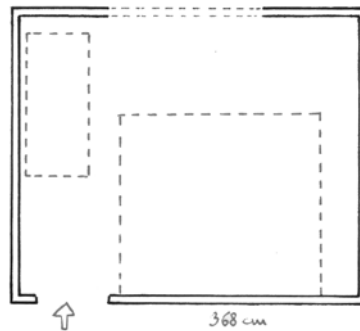
für einen Urlaub ausreisen wollen. Er spricht Deutsch. Wir verstehen nur Slowakisch. Er schickt uns zurück nach Bratislava, um dort das fehlende Dokument zu besorgen. Es ist Samstag. Da hat keine Botschaft offen. Das weiß er genau. Nach einer Stunde hin und her auf der Suche nach Möglichkeiten fahren wir hoffnungslos aber entschlossen wieder zur Grenze zurück. Mein Vater steigt aus dem Auto, geht zum Kofferraum, nimmt alle Flaschen Krimsekt, die wir mitgenommen haben und stellt sie dem Zöllner auf den Tisch. Dann steigt er ins Auto und fährt los. Kein Mucks. Kurz nach der Grenze, bei Hainburg, bleiben wir abrupt stehen. Papa kotzt in ein Kukuruzfeld. Dann geht es weiter mit dem Fiat Richtung Wien. Niemand redet im Auto. Alles ist stumm geschaltet. Ich weiß nicht, dass meine Eltern vorhaben, in Österreich zu bleiben. Ich denke, wir machen wirklich Urlaub. Sie erzählen mir nichts, damit ich mich in der Schule oder sonstwo nicht verplappere. Auf der Mariahilferstraße bekomme ich eine Wassermelone und eine Jeanshose. Angeblich sage ich nach der gelungenen Bestechung: „Da gefällt es mir. Bleiben wir da?“

2

PASCHING, OBERÖSTERREICH

Kleines Zimmer mit 3 Betten.

Gesamtfläche: 11 m².



Unsere erste Behausung in Österreich: ein Zimmer im Haus von Verwandten, die ich nicht kenne. Wie ist das für sie, als wir unangekündigt vor ihrer Haustüre stehen? Nichts zum Schlafen und wenig Geld in der Tasche. Eine E und ein T nehmen uns auf.

Den Grundriss zeichne ich nach der Schilderung meiner Mutter. Mein Bett ist eine Sonnenliege, das Zimmer nur zum Schlafen. Kein Kasten. Nur Koffer. Ich kann kein Deutsch. Erinnerung ich mich deshalb an fast nichts? Da ist ein Garten, alles sehr 70er-Jahre, gepflegt, der Rasen kurzgeschnitten, ein niedriger Zaun.

Was mache ich dort? Es ist nicht abrufbar. Abgesehen davon, dass ich nicht verstehe, warum ich Deutsch lernen muss und nicht die anderen Slowakisch. Dieses Gefühl bleibt sehr lange. Ich hasse es, nicht verstanden zu werden. Ich hasse es, nichts zu verstehen. Nach wie vor.

Am Beginn unserer Reise haben wir um die 1000 Schilling. Ich weiß nicht genau, wann der Status des Urlaubs in den Status der Flucht übergeht. Wahrscheinlich genau an dem Tag, an dem wir spätestens in der Tschechoslowakei hätten auftauchen müssen. Wir sind dort nicht erschienen.

Meine ersten Freundschaften sind eine M und ein D. Beide wohnen in der Nähe. M's Mutter verbietet ihr mit mir zu spielen, weil ich kein Umgang für ihre Tochter sei. Bei D ist das kein Thema.

„Man hält die Heimat für den relativ permanenten, die Wohnung für den auswechselbaren, übersiedelbaren Standort.

Das Gegenteil ist richtig:

Man kann die Heimat auswechseln oder keine haben, aber man muss immer, gleichgültig wo, wohnen. (...)

Ohne Wohnung, ohne Schutz von Gewöhnlichem und Gewohntem ist alles, was ankommt, Geräusch, nichts ist Information, und in einer informationslosen Welt, im Chaos, kann man weder fühlen noch denken noch handeln.“²

² Vilém Flusser: „Wohnung beziehen in der Heimatlosigkeit“, in ds.: Von der Freiheit des Migranten. Einsprüche gegen den Nationalismus, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 2013, S. 27

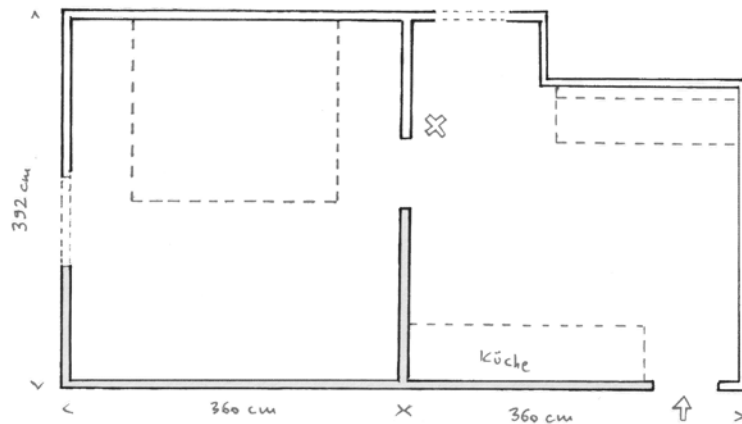
3

TRAUN, OBERÖSTERREICH

Wohnung in einem zweistöckigen Einfamilienhaus.

Bad und Toilette befinden sich außerhalb der Wohneinheit und werden mit zwei anderen Parteien geteilt.

Gesamtfläche: 27 m².



Ich schlafe auf einem aufklappbaren Sofa, das gleichzeitig die Sitzgelegenheit in der Küche ist. Beide Räume sind abgeschrägt, darüber das Dach. Unter der Dachschräge ist rechts ein kleiner Tisch für meine Hausaufgaben. Wir teilen uns Klo und Bad mit zwei Familien. Es gibt die ‚Waschtage‘. An unseren Tagen wird gebadet. Die Möbel sind schon da, massiv und braun. Ich spiele im Schlafzimmer meiner Eltern zwischen Vorhang und Sessel mit Puppen.

In der Tschechoslowakei gab es jedes Jahr einen echten Weihnachtsbaum, voll beladen mit Süßigkeiten und Christbaumkugeln. In Österreich ersetzen wir den echten Baum durch einen Plastikbaum. Das ist in der Logik meiner Eltern eine echte Investition. Wir benutzen den Plastikbaum zehn Jahre lang. Er steht rechts neben der Tür zum Schlafzimmer. Es ist meine Aufgabe, ihn jedes Jahr aufs Neue zusammenzusetzen und danach wieder abzubauen. Zuerst stelle ich das braune Plastikgerüst auf. Dann stecke ich die grün gefärbten Zweige hinein. Das dauert Ewigkeiten. Die Weihnachtsattrappe ist um die 160 cm hoch. Darunter findet die „Kronen Zeitung“-Krippe aus Papier Platz: Ein Kartonboden mit Markierungen zum Durchstecken der Heiligenfiguren, der Stall, die Bäume, das Heu, Josef, Maria, der Hauptdarsteller und die heiligen drei Könige. Das ganze Ensemble wird mit den Jahren windschief. Nach Weihnachten klappen wir die Krippe einfach zusammen.

Ich verstehe nicht, warum in Österreich die Buchstaben ein wenig anders geschrieben werden. Ein Mädchen bessert mich aus, weil ich den Buchstaben M andersrum schreibe, so wie ich es gelernt habe. „Ne!“, schreie ich sie an und kritze mein „M“ hin. Es ist klar, dass das

so gehört. Ich verstehe nicht, wie es sein kann, dass nach einem Jahr Buchstaben lernen und endlich wissen wie das Alphabet funktioniert, ein Mädchen kommt und sagt, dass das so nicht stimmt. Ich spüre großen Widerstand.

Ein Monat nach unserer Ankunft beginnt die Volksschule. Alle anderen Kinder bekommen Schultüten. Wir kennen das nicht. Ich habe gerade das erste Jahr Schule in der Slowakei hinter mir und wiederhole die Klasse, auf Anraten der Schulleitung. Angeblich spreche ich in der ersten Klasse kaum. Eines Tages wird meine Mama in die Schule gebeten und die Lehrerin sagt: „Es tut mir leid, aber niemand will neben ihrer Tochter sitzen.“ Ich habe meinen Eltern nichts davon erzählt. Über Gefühle wird sowieso nicht gesprochen. Niemand hat das bei uns gelernt.

Ich lerne den lieben Gott besser kennen. Unsere Religionslehrerin, Frau G, nimmt sich meiner an und erzählt tolle Geschichten über ihn. Ich komme ihm durch das Zeichnen näher, male bunte Heiligenscheine, mit vielen Sternen rundherum. Frau G, eine große, hagere Dame mit liebenden Augen, dunkelblond gefärbtem Haar und strengen Gesichtszügen, lernt auch meine Eltern kennen und begleitet uns ein Stück auf dem Weg im neuen Land. In ihrer Wohnung, sie lebt alleine, hängen viele Kruzifixe. Alles ist sehr schlicht gehalten.

Religion wird mein Lieblingsfach. Ich zeichne vor mich hin und werde gelobt. Es ist schön, Sicherheit zu haben, und die Vorstellung vom Himmel gefällt mir gut. Ich stelle mir eine unendlich lange Leiter vor, die ich nur hinaufklettern muss und irgendwann bin ich dann da, in

dieser anderen Welt, wo die Menschen Tee trinken und es nur schön ist. Eigentlich weiß ich nicht so recht, was schön und angenehm bedeutet, zumindest denke ich nicht in diesen Kategorien. Der liebe Gott ist etwas ganz außerhalb meiner Vorstellung. Er bleibt eine Zeit lang ein stummer Gesprächspartner. Ich bete zu ihm, dass meine Eltern aufhören zu streiten. Ich will doch nur schlafen.

Die Eltern gingen in der Tschechoslowakei nie in die Kirche. Dennoch wird der Gottesdienst von Pater V in der Kirche gegenüber dem neuen Linzer Dom zu einem leuchtenden Fixpunkt. Er predigt dort einmal pro Monat in slowakischer Sprache. Danach gibt es in der Nähe Getränke und Salzstangen. Es geht um einen Austausch mit den anderen ankommenden Familien. Mit manchen von ihnen freunden wir uns an und besuchen sie in unterschiedlichen Flüchtlingslagern. An Bad Kreuzen erinnere ich mich. Viele, die wir kennen, warten auf ein Visum nach Kanada, Amerika oder Australien.

Meine Mutter beginnt als Zeitungsverkäuferin auf der Trauner Kreuzung zu arbeiten. Von fünf Uhr früh bis 11 Uhr verkauft sie dort die „Kronen Zeitung“. Mein Vater findet einen Job als Schildermacher. Er macht die „Coca Cola“-Werbeschilder in der Umgebung. Viele Überstunden. Am Anfang fließt das Geld. Dann beginnt es zu stocken. Der Chef vertröstet ihn mit dem Gehalt auf nächste Woche. So geht das eine Zeitlang, bis klar wird, dass er seinen Lohn nicht mehr bekommt. Es gibt eine Sendung im ORF, in der er dem Reporter die Geschichte seiner Ausbeutung berichtet. Mama und ich sitzen im Studio. Es ist heiß. Ich bin stolz auf Papa. Es ist um 1980 herum.

Das Klischee ist ein wichtiges Gut meiner Eltern. Wir handeln nach Schablonen. Es geht um Außenwirkungen. Alles wird so gemacht, wie es sich gehört. Es verschafft uns Orientierung. Wir bekommen Halt.

Was ist eine kleine Geschichte? Wodurch unterscheidet sie sich von einer Großen? Viele Jahre später lese ich Didier Eribon. Dann Annie Ernaux. Was für eine Erleichterung. „Von Arbeitermilieus wird nicht oft gesprochen. Und wenn, dann meistens unter der Maßgabe, dass derjenige, der spricht, sie verlassen hat und dass er von seinem ‚Aufstieg‘, über den er froh ist, berichten will.“³

Es ist nicht leicht, aus dem Gedankengut der kleinen Leute auszusteigen. Ich muss mir selbst Macht geben. Das macht niemand für mich. „Was mir vor allen Dingen unbestreitbar vorkommt, ist die Tatsache, dass ein solches Ausbleiben des Klassengefühls eine bürgerliche Kindheit kennzeichnet. Die Herrschenden merken nicht, dass ihre Welt nur einer partikularen, situierten Wahrheit entspricht (so wie ein Weißer sich nicht seines Weißseins und ein Heterosexueller sich nicht seiner Heterosexualität bewusst ist).“⁴

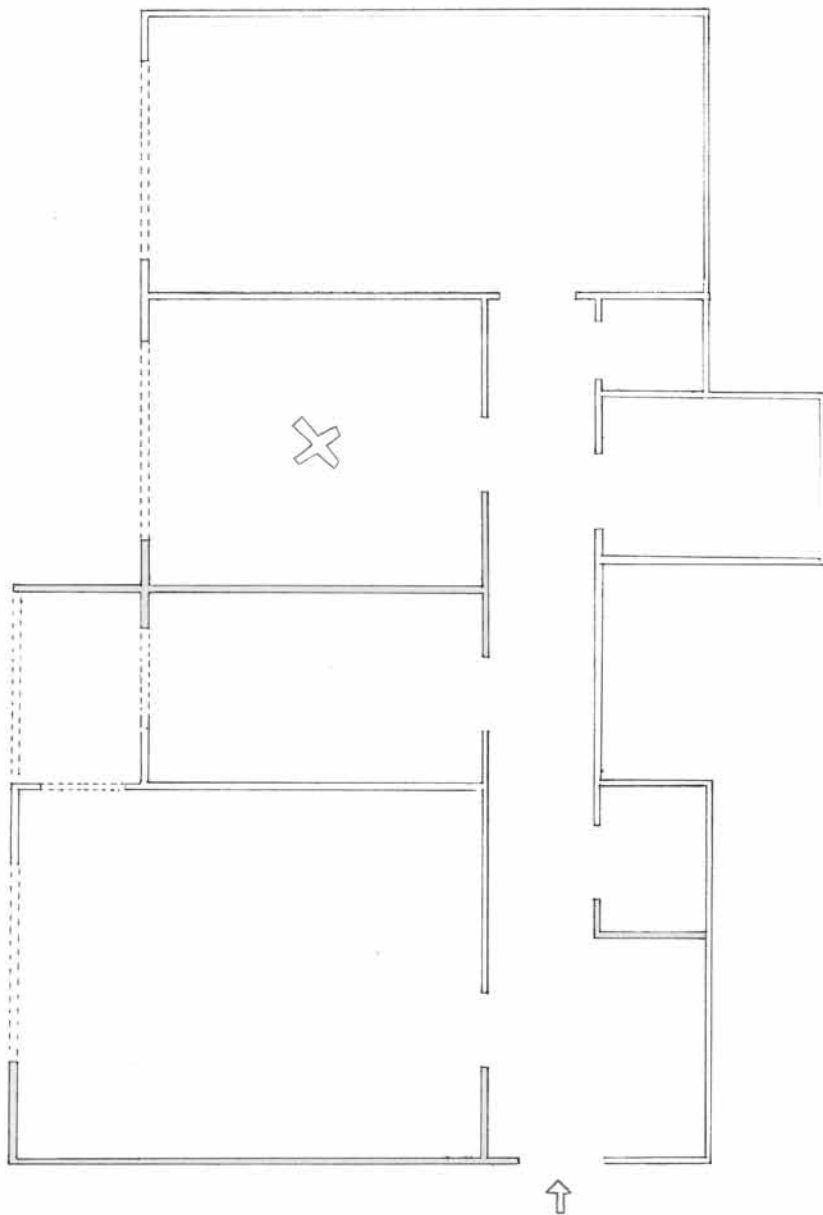
Ich gehöre nicht der selbstbewussten Klasse an.

^{3,4} Didier Eribon: Rückkehr nach Reims, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2016, S. 92 f.

4

HAID BEI ANSFELDEN, OBERÖSTERREICH

3 Zimmer-Wohnung in einem 1979 errichteten Hochhaus.
Unbefristete Hauptmiete.
Gesamtfläche: 70 m².



In der 3. Klasse Volksschule übersiedeln wir nach Haid. Ich fange beim ASKÖ Nettingsdorf zu turnen an und habe großen Vorsprung durch mein Training in der Slowakei. Der Trainer, Herr G, ist gleichzeitig in Haid beim Gemeindeamt tätig. Er vergibt Wohnungen und verschafft uns das neue Heim. Als Turntrainer ist er brutal. Ich habe Angst vor ihm. Unser Hochhaus wird frisch gebaut. Es ist eine Genossenschaftswohnung, sie wird gefördert und ist leistbar. Wir ziehen ein. Es ist die größte Wohnung, die wir je hatten. Da das Geld fehlt, sind die Zimmer jahrelang eine Baustelle.

Ich komme in eine neue Schule. Dort ist alles einfacher, wahrscheinlich weil ich schon Deutsch kann. Am ersten Tag sitze ich neben T, sie wird meine neue Freundin. Sie hat die treuesten, dunkelbraunen Augen, die ich je getroffen habe. Alle sind normal zu mir. Ich fühle mich nicht ausgeschlossen. Es stellt sich Erleichterung im Körper ein. „Du kannst dich entspannen. Du bist sicher.“

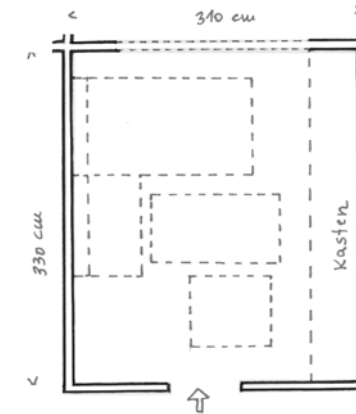
Eine der ersten Investitionen ist der Kauf einer Pelzhaube und einer Pelzjacke für meine Mutter und mich. Ich sehe bescheuert aus. Eine weiße Haube, die nach oben hin im Wind flattert. Das Zeug hat viel Geld gekostet, das wir nicht haben. Doch unser ‚Wohlstand‘ wird sichtbar. Im Jargon meiner Eltern heißt das: „Wir können uns das leisten!“ Dies ist mit einer Reise nach Ungarn verbunden, wo wir Verwandte treffen, die dann die Geschichte der erfolgreich Emigrierten in die Tschechoslowakei weitertragen.

Ich habe lange Zeit Bronchitis und gehe in Lufttanks atmen. Das sind kleine Zellen, in denen ich sitzen muss, manchmal mit anderen

Menschen zusammen. Durch eine Luke sehe ich nach draußen. Es ist so langweilig.

Ich bekomme, zumindest offiziell, meinen ersten eigenen Raum. Mein Vater richtet das Zimmer aber so ein, dass es lange Zeit auch als Wohnzimmer dient und alle Besuche dort stattfinden. Erst als das ‚echte‘ Wohnzimmer fertig wird, bekomme ich den winzigen Raum für mich allein. Ich bin 13 Jahre alt. Ich steige auf den schweren Möbeln herum, um in meinem Zimmer wohin zu kommen: Doppelsofa zum Ausziehen, zwei Fauteuils, ein Wohnzimmertisch zum Hochkurbeln, ein riesiger dunkelbrauner 80er-Jahre-Schrank, der eine Seite des Zimmers zur Gänze ausfüllt. Das erste ‚eigene‘ Zimmer wird nach den Bedürfnissen der Eltern eingerichtet. Sie denken keine Sekunde daran, was ein Teenager brauchen könnte. Sie wollen das Zimmer solange mitbenützen, bis das andere Zimmer fertig ist. Mit 17 Jahren montiere ich in einer Nacht- und Nebelaktion diesen Riesenschrank ab. Mein Vater ist zuvor ausgezogen. Ich bitte ihn, aus dem Schrank Bretter für ein Regal zu schneiden. Er stimmt zu. Meine Mutter geht in der Zwischenzeit spazieren um ihm nicht zu begegnen. Er kommt zur ausgemachten Zeit in die Wohnung, nimmt die Bretter mit, holt sich unsere Stereoanlage, Platten, den Fernseher, andere elektrische Geräte. Beim Hinausgehen zerreißt er den großen Rosenkranz, der an der Wand hängt. Die Einzelteile purzeln auf den Boden. Er sagt: Der hat bei euch nichts verloren. Ich kauere am Boden als meine Mutter zurückkommt.

Ein paar Wochen später komme ich bei ihm vorbei und sehe, dass mein Kasten, den er damals ausgesucht hatte, in seinem neuen Wohn-



zimmer steht, als ob er mir nie etwas versprochen hätte. Ich spreche ihn nicht darauf an. Ich bin empört und schäme mich für ihn. Oft tue ich so, als ob ich bestimmte Dinge nicht bemerke. Ich versuche ihn nicht zu kompromittieren, ihm keine Vorwürfe zu machen, ihn nicht bloßzustellen, um meine Fassungslosigkeit nicht zu zeigen und meine Wut nicht zu spüren.

Mama beginnt in einer Brillenfabrik zu arbeiten. Sie geht um 5.30 Uhr von zu Hause weg und kommt um 14.30 wieder heim.

Bei Vater ist es etwas komplizierter: Er übt vielerlei Tätigkeiten aus, bis er beschließt, als Geschäftsmann selbstständig zu werden. Der Mut dazu kommt mit einer Erfindung. Er ist sein Leben lang starker Raucher und erfindet einen automatischen Zigarettenanzünder für das Auto: Du füllst ein Päckchen Zigaretten hinein, dann drückst du während der Fahrt – da statistisch viele Unfälle beim Suchen oder Anzünden der Zigarette passieren –, einen Knopf und fünf Sekunden später springt die brennende Zigarette heraus. Die Erfindung verheißt den finanziellen Durchbruch. Freunde sind prozentuell daran beteiligt. Es riecht nach Geld, Ruhm und einem neureichen Cocktail in einem kleinen Palast. Der Glaube an das Geld findet eine erste Bestätigung. Vater wird übermütig. Das Patent wird geprüft, viel Geld hinein-

gesteckt, weitere Prozente verkauft, der Erfolg ergibt sich kurzfristig durch den Handel der Anteile am Patent. Gespräche mit der Autoindustrie geben Hoffnung. Die Luxuslimousinen sollen damit bestückt werden. Es ist um das Jahr 1982. Die Verhandlungen laufen gut. Doch der Zeitgeist agiert dagegen. Die Autoindustrie in den USA beginnt, langsam aber sicher, sich mit den NichtraucherInnen zu beschäftigen, es entsteht eine Debatte um eine rauchfreie Welt. Die Investitionen verlaufen im Sand.

Mein Vater gibt das Geld aus. Er lädt alle im Lokal auf einen Drink ein. Meine Mutter und ich bestellen nichts. Wir sparen wo es geht.

„Import/Export“ heißt die neue Firma meines Vaters. Er mietet sich einen Raum, um dort seinen Traum zu leben. Die Einrichtung des Büros ist ein Abklatsch billiger „Dallas“-Seifenoper. In der einen Hälfte des Raumes ist ein riesiges Ecksofa, dahinter schaut eine Palme hervor. Im anderen Eck stehen der Schreibtisch und ein Chefsessel, klassisch, fett, in Leder. Es kostet ein Vermögen, dieses Büro einzurichten. Ein Kredit muss her. Damit wird eingekauft. Meine Mutter und die Geliebte meines Vaters sind die Bürginnen. Wahrscheinlich ist es die falsche Zeit, um einen Import-Export-Handel mit dem damaligen Ostblock aufzubauen. Papa ist widerständig, aber nicht zäh, diplomatisch oder strategisch genug für dieses Geschäft. Mir kommt es vor wie eine Simulation, wie diese kleinen Lebensmittelläden, in denen Einkaufen geübt wird. Das Büro wird zu einem Liebesnest für ihn und seine Geliebte H, die wiederum eine Freundin von Mama ist, die ebenfalls eine Tochter in meinem Alter hat, mit der ich mich anfreunde. Meine Mutter trifft beide eines Tages sich liebend im Büro an.

Frauen haben für meinen Vater gut auszusehen, Signalfarben wie blauer Lidschatten, roter Lippenstift, enge Kleidung, hohe Stöckelschuhe, sind anregend, seine Augen folgen ihnen bestimmt. Alles, was im Ostblock als besonders ‚weiblich‘ galt, wird in Österreich vor allem von Sexarbeiterinnen getragen, zu denen sich mein Vater ganz offen hingezogen fühlt. Von Emanzipation hält er nichts. Er ist ein regelrechter Kämpfer gegen die Gleichberechtigung.

Meine Mutter geht regelmäßig zur Arbeit, macht den Haushalt und kocht. Eigentlich ist sie diejenige, die uns mit ihrem schlecht bezahlten Fabriksjob durchboxt. Nur bemerkt das niemand, weil Vater viel besser Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann.

Meine Mutter schweigt. Sie wird oft verletzt und hat Angst, etwas falsch zu machen. Sie verliert manchmal das Gefühl zu sich selbst und steht ratlos und unsicher da. Sie ist verzweifelt, aber dennoch macht sie wie eine tapfere Kriegerin weiter. Ihr wird durch meinen Vater viel Gewalt angetan. Sie lernt sich zu schützen, indem sie schweigt oder sich tot stellt. Doch hilft das nicht immer. Sie weiß nicht, wie sie sich auflehnen kann. In ausweglosen Situationen fängt sie an zu weinen. Das trübt die Sicht und macht sie dumpf. Sie will nichts mehr wissen. Sie schließt ihre Öffnungen und harrt aus, bis es vorbei ist. Danach beginnt sie wieder zu atmen. Es ist wie ‚unter Wasser gehen‘, Augen zu, die Geräusche sind weit weg, Gedanken und Gefühle werden an einem sicheren Ort versperrt. Mama liebt mich über alles. Das gibt mir Kraft.

Meine Eltern verfassen, damit sie in der alten Heimat wieder ihre Verwandten besuchen können, ein Entschuldigungsschreiben an den Staat. In diesem bitten sie das alte Heimatland um Verzeihung dafür,

dass sie von dort geflohen sind. Einige Jahre bevor der Eiserner Vorhang fällt, zahlen sie der tschechoslowakischen Regierung für diesen Entschuldigungsakt umgerechnet 40.000 Schilling. Endlich wollen sie die Sehnsucht nach der alten Heimat stillen, in Opas Haus nahe der Grenze sitzen und mit den Verwandten plaudern, die mit der Zeit ganz fremd geworden sind. Dafür nehmen sie in Österreich einen weiteren Kredit auf.

In dieser Wohnung erlebe ich viele Streitereien meiner Eltern. Sie sind viel zu laut, mein Vater ist der Aggressor, meine Mutter hat sich unterworfen. Die Rollen sind klar verteilt. Ich kann nicht einschlafen. „Bitte, hört auf, euch zu streiten.“ Es bleibt laut, bis ich doch einschlafe und nichts mehr mitbekomme.

Vieles wird in meiner Familie gering geschätzt. Es geht ums Durchkommen. Wir schaffen es nicht ‚genug zu sein‘, etwas wie Kontinuität, Selbstbewusstsein, Tradition zu erzeugen, eine vollständige Geschichte zu haben. Immer ‚zu wenig‘, seit Generationen. Wir müssen uns so schnell wie möglich integrieren. Wir bauen uns ein in Normen und Glaubenssätze. Es geht darum, möglichst gewöhnlich zu sein: nicht auffallen, sich gut benehmen, sich entschuldigen, auch wenn man im Recht ist, brav sein und von Fremden kein Geld annehmen. Manchmal steckt mir ein Besuch 20 Schilling zu. Ich gebe es unter den Augen meines Vaters zurück. „Sie ist so gut erzogen“. – „Du darfst von anderen Leuten kein Geld annehmen.“

Was wäre eine vollständige Geschichte? Es wäre eine, in der zum Beispiel der Vater ein Universitätsprofessor ist, der an etwas Spannendem

forscht oder der ein Coming-out gehabt hätte oder die Mutter eine Widerstandskämpferin wäre. Es wäre eine Geschichte, die große Gesten zeigt, die nicht klein gehalten ist. Oder eine Geschichte, in der die Eltern etwas studiert hätten und nun ihr Leben mit Wissen und Überzeugungen bestreiten. Es wären viele Möglichkeiten und Ansätze da. Die neuen Horizonte kämen von selbst vorbei. Real sehe ich mich wild winkend aus dem Off. Vor mir ein leeres Feld, ich imaginiere Publikum. Alle klatschen, weil ich es geschafft habe, etwas zu finden, das mich erfüllt. Ein Glaubenssatz bleibt lange Zeit bestehen: „Ich zeig’s euch, ihr werdet schon noch sehen.“ In mir ist so viel Wut.

Es gibt keine Urlaube. Dafür ist keine Zeit, kein Geld. Alle Ferien verbringe ich zu Hause. Das gute Leben bleibt ein Sehnsuchtsort. Wenn unsere Familie etwas gemeinsam macht, fahren wir mit dem Auto zu Bekannten in eine andere Wohnung. Dort sind andere Männer und Frauen mit ähnlichen Schicksalen. Alle prosteten sich zu.

Mit 12 Jahren bekomme ich die österreichische Staatsbürgerschaft. Ich turne weiter, gehe mit 15 deshalb ein halbes Jahr alleine nach Vorarlberg.

Nachdem ich wieder zurück komme, verliebe ich mich in E, der ein Freund von M ist, der wiederum ein Auto besitzt. Wir fahren damit herum und hören Klaus Nomi, The Cold Song: „Let me, let me, freeze again. Let me, let me, freeze again to death.“ Meine Gefühle finden, ohne den Inhalt des Textes zu hören, eine punktgenaue dramatische Entsprechung. M hört unglaubliche Musik. Ich kenne so was nicht. Es rührt mich tief an. Los niños del parque von Liaisons

Dangereuses, Der Mussolini von DAF. Ein Beben in mir. Ein ich-will-mehr-davon. Eine Verbundenheit. Ich bin nicht allein. Endlos tanzen.

Mein Vater zieht aus. Ich bin 17 Jahre alt und froh, dass dieses Kapitel zu Ende geht.

An diesem Abend schlafe ich bei einer Freundin. Meine Mutter holt mich mit dem Auto ab. Kurz zuvor hat sie gegen den Willen meines Vaters den Führerschein gemacht und ein schäbiges Auto gekauft. Sie sagt mir, dass sie die nächsten Wochen bei einer Freundin wohnen wird. Sie kommt nicht mehr in die Wohnung zurück, solange mein Vater dort ist. Sie hat ein ärztliches Attest machen lassen und ihn bei der Polizei angezeigt. Er schlägt sie und reißt ihr die Haare aus. Er will sie aus dem 6. Stock werfen. Sie kann fliehen. Nun ist es genug. Sie führt mich mit dem Auto nach Hause und verabschiedet sich. Ich gehe in die Wohnung hinauf. Mein Vater erwartet mich. Nach solchen Aktionen ist er voller Reue. Das kenne ich schon. Er sagt, er werde das nie wieder tun. Wie oft hat er das schon gesagt? Das Wilde, Unbeherrschte ist aus seinen Augen verschwunden. Ich habe keine Angst mehr vor ihm. Er tut mir leid.

Die Disco-Zeit fängt an.

Ich sehe zum ersten Mal mit 18 Jahren das Meer. Meine Freundin S nimmt mich mit. Ich sehe den Horizont, höre die Wellen, bekomme Sonnenbrand. Das Leben ist schön.

5

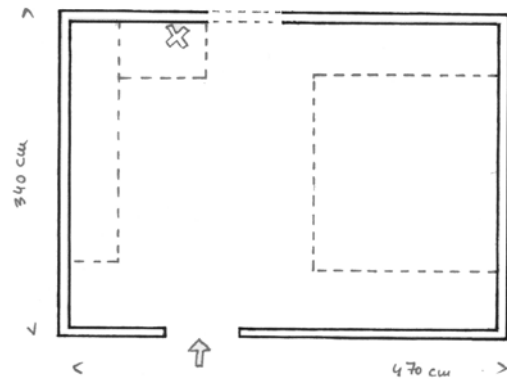
DORNBIRN, VORARLBERG

Möbliertes Zimmer mit Doppelbett in einem Einfamilienhaus.

Untermiete. Frühstück inklusive.

Toilette und Bad teilen sich 3 Parteien.

Gesamtfläche: 16 m².



Ich ziehe für ein halbes Jahr nach Vorarlberg, um mich auf die Weltmeisterschaft in Montreal vorzubereiten. In Dornbirn gibt es ein Leistungszentrum. Dort gehe ich fünf Mal die Woche, je drei bis vier Stunden, trainieren. Die Schule ist in der Nähe.

Das Zimmer ist im Giebel in einer Art Pension. Es gibt mehrere MieterInnen. Ich bin die Jüngste, 15 Jahre alt. Ich habe kaum Kontakt zu den anderen. Im Raum ist ein Doppelbett. Schräg links vom Fenster steht ein Schreibtisch. Es gibt einen riesigen hellen Einbauschränk gegenüber vom Bett. In der Früh wird das Frühstück gerichtet. Es ist in der Miete inkludiert. Alle sitzen um den Tisch herum. Ich versuche unauffällig meinen Bauch vollzuschlagen. Den restlichen Tag muss ich für das Essen selbst aufkommen. Ich kann nicht kochen. Ich wüsste auch nicht was. Nicht zu kochen, ist für mich als Mädchen eine politische Entscheidung. Keine Identifikation mit den Tätigkeiten meiner Mutter.

Es gibt noch keine Bankomatkarten. Ich bekomme am Anfang eine bestimmte Summe, mit der ich haushalten muss. Ich erinnere mich, dass ich in einem der vielen Schränke eine Essabteilung anlege. Knäckebrot, Äpfel, etwas Süßes. Einmal in der Woche gehe ich in einen großen Supermarkt mit angeschlossenem Restaurant. Dort esse ich einen gebackenen Leberkäse mit Kartoffeln. Ich freue mich über das billige warme Essen.

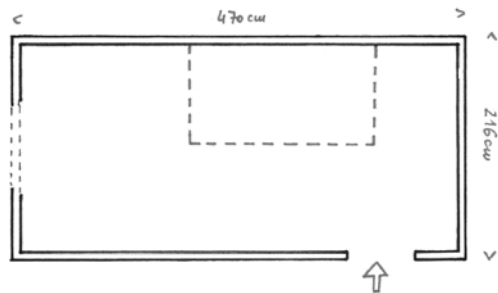
Ich stelle ein „Tic-Tac“ auf den Schreibtisch. Vorne und hinten lege ich die Passbilder meiner Eltern hinein und schließe den Deckel. Ich kann nur die Dose umdrehen, entweder das Bild von Mama oder Papa sehen.

Nie beide gleichzeitig. Ich muss mich immer entscheiden. In diesem Schwenken wird meine innere Bewegung sichtbar, das Denken an beide, meine Sehnsucht. Ich habe richtig Heimweh, zum ersten Mal.

6

DORNBIRN, VORARLBERG

Möbliertes Zimmer in einem Reihenhaus. Untermiete.
Gesamtfläche: 10 m².



Nach der Weltmeisterschaft ziehe ich zu I. Sie ist zwei oder drei Jahre älter als ich. Ihre Eltern arbeiten und wohnen unter der Woche in der Schweiz. Am Freitag kommen sie in das Haus zurück. Ich darf am Wochenende mit ihnen essen und unter der Woche ist I da.

Es ist ein Reihenhaus wie aus dem Bilderbuch. Die Grundfläche ist klein, man muss ganz viele Treppen steigen, um von einem Raum zum nächsten zu kommen. Es ist eine nach oben zusammengelegte Ziehharmonika, die linken Tasten gehören zur Straßen-, die rechten zur Gartenseite. Das Zimmer von I ist das coolste und liegt ganz oben im Dachgeschoß. Die Küche, da sehe ich eine verwaschene, braune Front, und einen Esstisch für sechs Personen. Einen Halbstock darüber ist mein kleines Zimmer. Ein Bett, ein Schreibtisch beim Fenster, neben dem Tisch ein Wegstreickalender, den ich im letzten Monat verwende, um die Zeit besser zu überstehen. Es ist das Zimmer des Sohnes der Familie, der schon länger woanders lebt.

Im letzten Monat pinkle ich ein paar Mal ins Bett. Für Sekunden spüre ich diese wohlige Wärme. Beim Aufwachen bemerke ich, was passiert ist und bin schockiert und beschämt. Mir fehlt zutiefst mein Zuhause, so kaputt und manchmal gewalttätig es auch ist. Mir fehlt meine Mama, und dass sie für mich kocht. Mir fehlt ihre Liebe und Vertrautheit. Mir fehlen die Freundinnen. Ich schreibe in diesen Monaten viele Briefe und erwarte sehnsüchtig die Antworten der anderen. Es ist nur Tratsch, den wir uns schreiben. Doch es tut so gut zu schnattern.

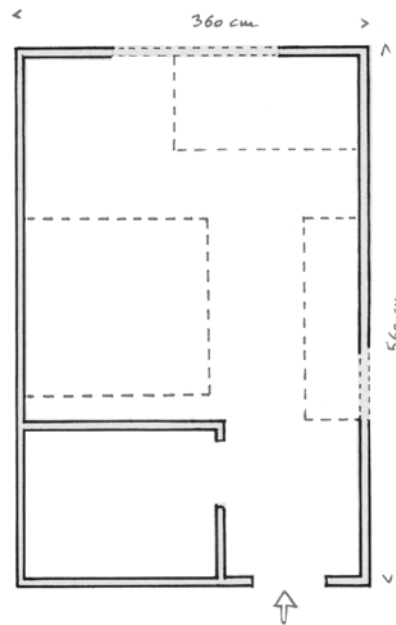
In I's Zimmer höre ich zum ersten Mal Depeche Mode.

7

BRANTFORD, CANADA

Holiday-Inn Hotel, 3-Bett-Zimmer.

Gesamtfläche: 22 m².



Anstatt das Geld, das ich vom Maturaball bekomme, für die Maturareise auszugeben, kaufe ich ein Flugticket nach Toronto. Mein Vater lebt mit seiner neuen Lebensgefährtin seit zwei Jahren in Kanada. Er arbeitet als Elektriker, Handwerker und Mädchen für alles in einem Holiday Inn in Brantford. Der Ort liegt mehr als eine Autostunde weg von Toronto. Seine Freundin ist Zimmermädchen. Sie bewohnen ein Hotelzimmer, in das ich mit einziehe. Ich bekomme eine Matratze am Boden beim Fenster und der Klimaanlage. Dazwischen ein Tisch, dann das Doppelbett. Davor der Fernseher. Rechts daneben ein kleiner Kühlschrank, eine Mikrowelle und zwei Herdplatten. Ich esse erstmals Stangensellerie und bin begeistert.

Das Hotel ist groß und in U-Form gebaut. Ich schätze 100 Zimmer. In der Mitte liegt ein winziger, eingezäunter Swimmingpool. Sehr tristlos, Sommer, heiß.

Drei, vier Mal sperrt mir mein Vater unerlaubterweise ein leeres Hotelzimmer auf mit der Aufforderung, mich unauffällig zu verhalten. Ich kann dort dann eine Nacht lang schlafen.

Da ich kein Geld habe, nehme ich im Hotel einen Job an. Ich arbeite um fünf Dollar die Stunde in der hauseigenen Wäscherei. Mit dem Geld fahre ich nach Toronto zu einer entfernten Tante, wo ich ein paar Mal übernachtete.

In der Nähe des Hotels gibt es einen großen Park. Ich gehe manchmal dorthin und lerne E kennen, den einzigen Freund, den ich in Kanada habe. Er ist 64 Jahre alt, hört mir zu, ist nett und warmherzig.

Die Wut meines Vaters auf meine Mutter handelt er mit mir aus. Er schimpft gegen sie. Ich sehe keine andere Möglichkeit, als sie zu verteidigen. Wenn er trinkt, was er am Abend immer tut, wird er ausfällig, laut und geht unter die Gürtellinie. Er ist übergriffig, was meine Einstellungen und Ideologien betrifft. Er öffnet den Brief meiner Mutter an mich und schmeißt ihn mir voller Wut vor die Füße. Die Mutter schreibt, dass sie die Bücher von Karl Marx aus der Tschechoslowakei bekommen hat. Mein Vater hält mir das vor. Wie ich sowas lesen kann, ob ich nicht wisse, was der Kommunismus angerichtet hätte, und so fort. Ich kenne mich überhaupt nicht aus, habe den Brief noch nicht einmal selbst gelesen, wehre mich mit Worten, so gut es geht. Doch trägt das nicht zur Klärung bei. Wenn seine Wut da ist, ist sie da. Kein Wort davon, dass er die Briefe anderer nicht ohne Erlaubnis lesen darf. Es liegt etwas Auswegloses in der Luft. Ich habe noch kein Werkzeug, um mich zu distanzieren. Ich will die ganze Zeit etwas, das nicht da ist, jemanden, der nie auftaucht, Situationen, die nie stattfinden. Es passieren nur Dinge, die ich nicht will. Nichts kann ich lenken. Nichts liegt in meiner Hand. Ich bin schachmatt und weiß nicht, wie ich etwas selbst bestimmen kann, was das überhaupt heißen könnte.

Es kommt zu einem schlimmen Streit. Ich weiß nicht mehr ein noch aus. Ich renne in den nahen Park und krieche beim Parkplatz unter ein großes Auto. Ich verstecke mich dort und weine. Es kommen Fußgänger vorbei, die mich unter dem Auto sehen. Sie bücken sich mit dem Kopf nach vorne und sprechen mich auf Englisch an, fragen, ob sie etwas tun können. Entsetzen in ihren Gesichtern. Ich krieche hervor und schüttle den Kopf. Das Bild, das ich nach außen abgebe,

sehe ich nicht. Ich will ja gar nicht sterben. Ich will einen Ort finden, in dem ich geborgen bin, wo ich alleine sein kann. Ich sehe das Auto und denke ‚Höhle‘. Früher habe ich gerne auf der Rückbank im Auto geschlafen. Das Bild eines lebensmüden Mädchens, das sich von einem Auto überfahren lassen will, ist nicht da.

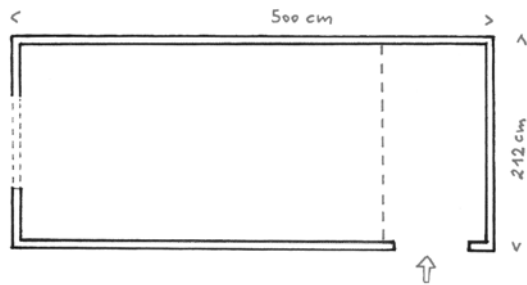
8

WIEN, 1080

Kleines Zimmer in einer 4er-WG.

Küche, Bad und Toilette zur gemeinsamen Nutzung.

Gesamtfläche: 9 m².



Mein erstes Zimmer in Wien. Ich bekomme es über einen Turntrainer aus Rumänien, den meine Mutter kennt. Es ist das hässlichste und dunkelste Zimmer, das ich jemals haben werde. Ein Loch. Ich denke, „so ist es halt“. Ich komme nicht auf die Idee, weiter zu suchen. Das Zimmer ist billig. Ich habe kein Geld.

Der gesamte Raum ist mit Holz verkleidet, bis zu einer Höhe von 2 Metern. Über dem Eingang gibt es ein enges Hochbett mit einer steilen Leiter. Das Fenster geht im ersten Stock zum Hof hinaus. Viele Fenster sehen in meinen Raum. Die Sonne schafft es nicht hinein. Ich habe Vorhänge. Es gibt einen Tisch. Ich sehe den Lichtkegel der Schreibtischlampe vor mir, die das Buch beleuchtet, das ich lese. Die Vorstellung einer Intellektuellen, die ich werden will. Sie sieht mir beim Lesen zu. Ich bin nicht ganz bei der Sache.

Meine Mutter durchlebt die finanziell schwierigste Zeit ihres Lebens. Sie muss den ‚Restkredit‘ meines Vaters zurückzahlen. Sie hat vor Jahren eine Bürgschaft dafür unterschrieben. Die zweite Bürgin ist die Geliebte meines Vaters, mit der er dann nach Kanada verschwunden ist. Meine Mutter bleibt auf dem Kredit sitzen. Es gibt eine Sondervereinbarung mit der Bank. Wenn sie es schafft, den Kredit bis dann und dann zurückzuzahlen, erlassen sie ihr viele Zinsen. Mein Vater hatte das Geliehene seit Jahren nicht mehr zurückgezahlt.

Ich inskribiere Kunstgeschichte, habe keine Ahnung von Kunst. Ich zeichne von klein auf. Die Freude daran verschwindet nicht. Beim Zeichenunterricht in der siebten Klasse sollen wir einen Monet nachmalen. Ich ahme den impressionistischen Pinselstrich nach und

vergesse die Zeit, ignoriere die Lautstärke im Klassenraum und gebe mich dem Malen hin.

Nach dieser Erfahrung male ich einen kubistischen Picasso, danach ein Selbstportrait von Max Beckmann. Ich entdecke etwas Wesentliches, ohne dass mir dies bewußt wird. Der Zeichenlehrer entdeckt mich, lobt mich und meint, ich solle mich an der Kunsthochschule bewerben. Es ist erstaunlich, wie ich in dieser Tätigkeit versinke, die Zeit und mich vergesse. Ich mache, was mir leicht fällt. Ich spüre Biss und Leidenschaft.

Ich bewerbe mich an der ‚Angewandten‘. Ich will zu Maria Lassnig, ohne zu wissen wer das ist. M, den ich kurz davor kennengelernt habe, macht diesen Vorschlag. Er ist der einzige Künstler, den ich kenne. Ich stelle mich also an der Angewandten in der Schlange an. Als ich in das Gebäude hineinkomme, erfahre ich, dass Maria Lassnig bereits in Pension gegangen ist. Ich bin nicht auf die Idee gekommen, mich vorher zu erkundigen. Ich vertraue M, der sagte, Von den anderen Lehrenden weiß ich nicht einmal die Namen. Ich werde nicht aufgenommen und beginne Kunstgeschichte zu studieren. Ich denke, dass ich so zumindest die Geschichte der Kunst kennenlerne. Ich habe keinen blassen Schimmer, was das heißt.

Manche Bücher finde ich langweilig. Der Satz kommt „Das wird mich klug machen, damit ich irgendwann mal etwas weiß.“ Es geht um das „intellektuell werden“. Die wichtigste Ingredienz ist das Lesen. An der Uni wird wenig diskutiert. Es sind trockene, faktenorientierte Vorlesungen. „Ich muss da durch.“ Es geht darum, weiterzukommen.

Es wird sich etwas anderes einstellen, wenn ich mehr weiß. Bestimmt. Ich muss so lange weitermachen, bis dieser Zustand wie von selbst kommt. Ich mache, was in meinen Augen nötig erscheint. Ich bereite mich vor. Ich muss viel nachholen. Wie soll ich nachholen, was andere Kinder mit der Muttermilch aufgesogen haben?

Es gibt die Theorie von etwas und es gibt die Anwendung, die Erfahrung, die ich damit mache, das Gefühl, das dabei entsteht. Beides existiert in mir unabhängig nebeneinander. Beispiel 1: Meine erste Liebe greift mich an, streichelt runter Richtung Po, bleibt dort, greift mich fester an. Unbekannte Gefühle steigen auf, verwirren mich. Ich habe Angst, von der Berührung schwanger zu werden. Ich weiß, dass das nicht möglich ist. Beispiel 2: Ich habe bis jetzt keinen Reiseführer benützt. Ich weiß, dass es Reiseführer gibt. Das haben wir in der Schule gelernt. Da ich keinen benützt habe, denke ich nicht über die Anwendung nach. Geschriebene Informationen über Orte bleiben unbenützt. Ich denke, ich muss das alleine rausfinden, Straßen durchforsten, Informationen durch meinen Körper erfahren. Eine Mutter sagt: „Reiseführer nimmt man auf eine Reise mit, um faktische Dinge nachzuschlagen. Da ist zu lesen, wo es ein schönes Hotel, einen einsamen Strand, eine coole Bar gibt. Du hast damit Anhaltspunkte und Anker in einem fremden Land.“

Mir fehlt ein Bezugssystem.

Es geht nicht darum, dass ich etwas auswähle oder überlege, was ich gern machen will, unbewußt wahrscheinlich schon. Es gibt vielmehr die Vorstellung, mich wo durchzukämpfen zu müssen. Das aktive „Ich kann etwas ändern, meine Geschichte in die Hand nehmen“ ist nur

verschwommen sichtbar. Ich bin unklar. Ich weiß nicht, wohin mit mir. Ich gehe die Wege, die da sind, weiter. Ich weiß nicht, wie Lust und Lebendigkeit am Tun entsteht. Ich schränke mich ein. Glaubenssätze sind da, die wissen, wo es lang geht. Was beweise ich mir? Ich verliere Orientierung. Der Fokus fehlt. Früher war es das Leistungsgeräturnen. Jetzt muss ich etwas Neues finden.

Ich sehe, dass mir Malen Spaß macht. Doch male ich abgemagerte El Greco-Gesichter und finde das öde, auch wenn ich den Künstler sehr verehere. Ich will etwas anderes malen, weiß aber nicht was. Am liebsten würde ich wie in der Schule weiter kopieren. Wer gibt mir eine Aufgabe, die meinen Blick in eine Richtung lenkt?

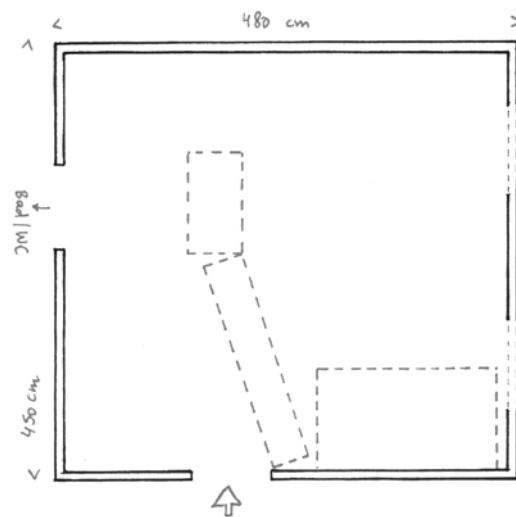
Ich nehme mir nicht die Zeit, um zu erfahren, was ich wirklich machen will. Ich weiß nicht, wie das geht, was das heißt. Ich will weg von dem, was ich kenne und schon woanders sein. Ich zerstreue mich. Ablenkung.

Nach meinem Auszug öffnet der Vermieter das Fenster des Zimmers zum Lüften. Dann betritt längere Zeit niemand mehr den Raum. Als er wiederkommt und die Tür aufmacht, finden sich im Zimmer eine Unmenge aufgescheuchter Tauben, es ist ein Taubenschlag.

9

WIEN, 1160

Durchgangszimmer in einer 3er-WG.
Gesamtfläche: 20 m².



Alle Wohnungen passieren mir. Ich bin in einer 3er-WG. Ich beziehe ein Durchgangszimmer. Alle gehen bei mir durch zu Klo und Bad. Es ist meine erste echte Wohngemeinschaft. Ich hole mir riesige Bücherregale von der Caritas und verstelle den Raum so, dass niemand hineinsieht. Ich höre die anderen nur beim Durchgehen. Die Möbel sind zusammengefunden, von der Straße, vom Trödler.

Ich schreibe an der sogenannten ‚Aufnahmearbeit‘ in Kunstgeschichte, zu einem Stilleben von Rudolf Wacker, um in den zweiten Studienabschnitt zu kommen. Ich sehe mir zum ersten Mal ein Bild ganz genau an und fasse das in geschriebene Sprache. Durch den Prozess des Schreibens wird ein ungeahnter Gedankenprozess sichtbar. Ich kann zugreifen, das Denken angreifen, beginne damit zu modellieren. Das wirkt zurück auf das, was ich sehe. Eine Entdeckung.

Ich gehe jede Woche zum Flohmarkt. Es geht nicht darum, etwas zu kaufen, sondern etwas gratis zu finden. Kurz bevor die Müllwägen das Flohmarktgelände räumen, beginnt meine Zeit des Herumstreunens. Viele Verkäufer schmeißen die nicht verkaufte Ware weg oder verschleudern sie um fast nichts. Diesen Moment passe ich ab. Es gibt unterschiedliche Atmosphären: Manchmal schenken mir die Tandler Quasi-Juwelen, wunderschön. Manchmal zerschneiden sie die nicht verkauften Kleider. Sie bringen dazu eine Schere mit und schneiden wilde Löcher in ihr Gewand, damit es wertlos wird. Manche zerschlagen, zersägen ihre Kleinmöbel, damit ihr Weiterleben in anderen Wohnungen unmöglich wird. Andererseits gibt es Tage, an denen mir alles zu Füßen liegt. Ich muss das Ding nur aufheben. Ich bedanke mich, lächle und es ist genug. Ich gebe mich hin, tauche in Atmosphären

ein, die jetzt da sind und gleich wieder vergehen. Ich zoomte hinein, blende andere Informationen aus. Alle Details existieren gleichzeitig nebeneinander.

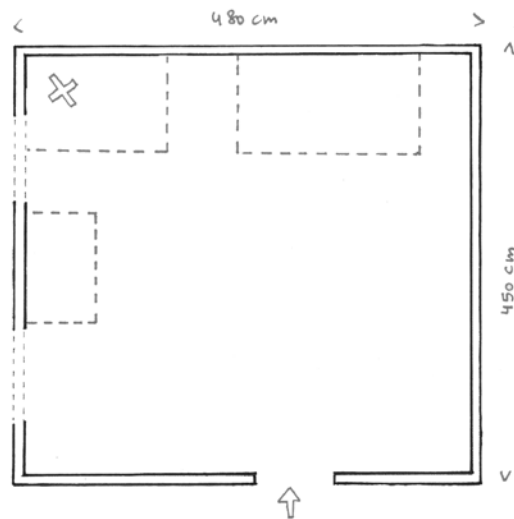
Es ist heilsam, Geschenke zu bekommen. Ich klaube die Dinge manchmal so schnell vom Boden auf, dass ich vergesse, was in meiner Tasche liegt. Sie verschwinden im Sack, um zu Hause wieder aufzutauchen. Darum geht es auch ein wenig. Es ist wie zaubern. Meine Wohnungskollegin A und ich zeigen uns die Schätze. Ein Raubzug. Die Sachen verteilen sich mehr und mehr im Zimmer. Seltsame Verbindungen hängen an den Wänden, legen sich auf den Boden, werben in den Regalen um Aufmerksamkeit. Viele Gegenstände sind zerbrochen oder löchrig, Fotos enthalten Erinnerungen, die nicht die meinen sind. Eine kaputte, fragile Wunderkammer. Details überall. Klumpert. Viel Symbolik, dramatische Stillleben Setzungen. Als ob ich durch die Gegenstände, die ich finde, und die Verbindungen, in die ich die Objekte bringe, nach einer neuen Sprache suche.

Ich höre damit auf und werfe vieles weg. Ich ziehe in das andere Zimmer, das einzige Nicht-Durchgangszimmer der Wohnung.

10

WIEN, 1160

Zimmer in einer 3er-WG.
Gesamtfläche: 20 m².



Es ist ein Aufatmen, nicht mehr in einem Durchgangszimmer zu leben. Gleichzeitig muss ich immer wo hindurch und in andere Räume eindringen. Endlich ein Raum, der nur mir gehört. Ich habe in der Zwischenzeit viele Bücher angesammelt. Ein 100 cm breites Bett liegt im Raum. Der Schreibtisch steht gegenüber dem Eingang beim rechten Fenster mit Blick zur Wand. Ich kaufe meinen ersten Computer. Einen PC. Das Riesentrumm steht in der Ecke auf dem Tisch. Zwischen den Fenstern ist eine Sitzecke, das ‚Wohnzimmer‘ des Raumes. Eine große Truhe, auf der ich sitze, ein mobiles Wagerl als Tisch, das ich noch immer besitze, und einige Sessel rundherum.

In diesem Raum experimentiere ich 1995 zum ersten Mal mit Video. Ein Musiker borgt mir seine High-8-Kamera. Ich spiele mit einem Audioaufnahmegerät, nehme Texte auf, höre sie ab, verwickle mich in einen Dialog. „Ruhig“ heißt mein allererstes Video, ungeschnitten. „Ich bin ganz ruhig. Ruhig. Ruhig. Was für ein blödes Wort.“

Im Studium kommt ein neuer Professor für Theorie und zeitgenössische Kunst. Er ist der Prototyp eines Intellektuellen. Wenn er spricht, ist sein gesamter Körper fokussiert und in Spannung. Er hat große Hände, die er pointiert beim Sprechen einsetzt. Manchmal verliere ich mich in seinen Bewegungen und höre den Inhalt nicht mehr. Ich bereite ein Referat in seinem Oberseminar vor: „Zum Begriff der Metapher bei Roland Barthes“. Auf das Referat bin ich nicht stolz. Ich bin hoffnungslos überfordert. Ein wenig beginne ich zu verstehen. Im Nachhinein eröffnet mir diese Beschäftigung eine neue Welt.

In der WG ein Kommen und Gehen. A ist die wichtigste Person, die ich kennenlerne, und in die ich mich auch verliebe, ohne es zu wissen.

Ich finde sie faszinierend. Sie kann Gitarre spielen, bastelt und macht genau das, worauf sie Lust hat. Ich will in ihrer Nähe sein. Ich verstehe sie nicht. Sie ist sanft. Ich liebe ihre Stimme. Ihr kindliches Lachen. Sie hat wilde Korkenzieherlocken, einen durchtrainierten Körper, groß, androgyn, wenig Brust. Sie trägt enge Jeans und irgendwelche Leibchen. Ich finde das sehr sexy. Genauso wie es mir bei Frauen gefällt, was ich selbst nicht tragen kann. Ihr Mund ist wie aus Porzellan mit einer feinen trockenen Glasur aus Puderzucker. Sie ist mit einem Mann zusammen, den sie viele Jahre später heiraten wird.

Die Frauen aus der Wohnung ziehen aus. Ich suche mir zwei Mitbewohner, die ich nach dem Kriterium „Ich möchte die Erfahrung machen, mit zwei Männern in einer WG zu wohnen“ aussuche. Ich möchte eher diesen Satz erfahren, als das gemeinsame Zusammenwohnen. Das ist üblich in der Zeit. Der Gehalt des Satzes stimmt mit dem, was ich lernen will, nicht überein. Es gibt unterschiedliche Kriterien, die ich in Gleichungen einsetze in dem Glauben, dass dann eine klare Erfahrung rauskommt. Es geht darum, etwas zu erfahren, das mich sprengt, worauf ich reagieren muss. Ich will, dass sich durch die neue Erfahrung etwas ändert. Ich bin nicht pragmatisch oder auf ein Ziel gerichtet. Es geht mir um unterschiedliche Geschichten im Testlauf. Ich lasse mich mitreißen. Die zwei Jungs ziehen ein.

Ich gehe für fünf Wochen nach New York und vermiete mein Zimmer an D, die bald eine Freundin von mir ist. Leider verlieren wir uns aus den Augen, immer schon mehr sie mich, als ich sie. Ich finde sie faszinierend. Sie ist sehr klar. Sie kann gut zuhören und ist emphatisch. Sie hat immer einen inneren Abdruck von einer Situation. Sie

Jemand hat mir Tiere zur Obhut gegeben.

Wer war das?

Welche Tiere?

Ich weiß nichts mehr.

**Ich kann mich einfach nicht erinnern,
wo sie sind oder was mit ihnen passiert ist.**

**Ich weiß nicht was ausgemacht war,
ob ich die Tiere verhungern hab lassen
oder ob sie schon weggeführt und
versorgt wurden.**

Dennoch ist klar, dass es so ist.

Das ist mal ein Anfang.

beobachtet Menschen und zieht Rückschlüsse daraus. Es läuft so viel Welt durch sie hindurch, ohne dass sie das anstrebt. Sie kann entsetzt von Menschen sprechen, voll unbändiger Fassungslosigkeit, sie ist politisch, widerständig. Ihre Netze aus Beobachtungen führt sie in ihrer Sprache zusammen. Sie ist genau. Ich will ihr gefallen.

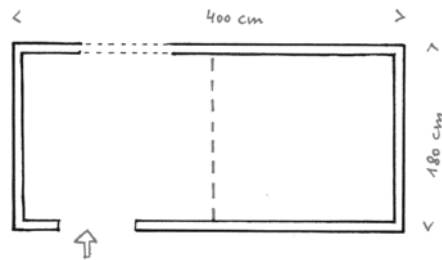
Ich lerne beobachten und daraus Schlüsse ziehen später. Das lernt man nicht in der Schule. Es ist ein anderer Zustand von Sein. Du schaust in die Welt, ohne dich mitzunehmen. Du nimmst wahr mit einer Distanz, die dich nicht miteinschließt. Du sagst nicht subjektiv deine Meinung, das ist etwas anderes. Du bist offen und willst nichts, gewinnst nichts durch die Situation. Das, was geschieht, ist ohne Kalkül. Du brauchst Klarheit und Lust am Schauen.

Als ich hier ausziehe, stelle ich die Kisten viele Jahre in den Keller von B. Das ist die Wohnung, in die ich nach meiner Reise für ein halbes Jahr ziehe. Die Kisten warten noch einige Jahre später im Keller.

11

NEW YORK, MANHATTEN

Kleines Zimmer nahe der Brooklyn Bridge, Untermiete.
Gesamtfläche: 7,5 m².



Ich quartiere mich in New York bei A und A ein. Ich denke, ich kann fünf Wochen lang bei ihnen wohnen, nur weil sie bei mir in Wien drei Tage übernachtet haben. Ich nehme mir unverschämt, was ich erfahren will. Meine konstruierte Lockerheit tut so, als ob die Beiden Familienmitglieder wären, die ich besuche, als ob sie Verantwortung für mich übernehmen müssten. Eine Rohheit in mir. Die Scham, dass das so ist. Ich will etwas erfahren. Ich will dort gewesen sein. Ich phantasie, einen Job zu finden und eine Zeit lang in New York zu leben. Ich habe kaum Geld und leiste mir wenig. Ich bin nicht einmal in der Nähe der Freiheitsstatue. Ich sehe sie aus der Ferne. Untertags gehe ich spazieren, irre herum, gehe Kaffee trinken in Soho. Die Füße tun weh. Ich halte Ausschau nach Freundschaften. Ich habe nicht das Ziel, etwas Spezielles sehen zu müssen. Es geht um die Simulation eines ‚echten‘ Lebens in New York. Es geht um Alltag, Routinen, Einkaufen, gewöhnliche Ereignisse. Ich führe nicht das Leben einer Touristin. Ich übe mich im Abhängen.

A und A quartieren mich sehr bald in der Wohnung nebenan ein, bei S, was ein Glück für alle ist. Ich bekomme ein winziges Zimmer. Es hat eine Western-Saloon-Schwingtüre neben dem Atelier von S, einem New Yorker italienischer Herkunft. Die Wohnung ist voll mit Kakerlaken, die sich hauptsächlich in der Nacht beim Klogang zeigen. Der Boden der Wohnung ist abschüssig, wenn man in die Wohnung kommt, geht man bis zum Atelier einen langen schmalen Gang hinauf. Vom Gang geht rechts die Küche und das Bad weg, bis das 40 m²-Atelier folgt. Von diesem gelangt man links in meinen kleinen Schlafräum. Das Zimmer ist dunkel, nicht charmant. Es gibt ein Fenster. Man kann auf das Flachdach des Nebenhauses hinausklettern. Früher war das Haus

eine Eisfabrik. Damit die Eisblöcke gut runterrutschen konnten, wurde der Boden zum Eingang schräg abfallend gebaut.

Als ob wer ein Bild mit einer Aktion tarnen müsste
als ob im Spalt hinter einem riesenbraunen
80er-Jahre-Kasten und der Wand
ein kleiner blauer Wellensittich auf Befreiung wartet

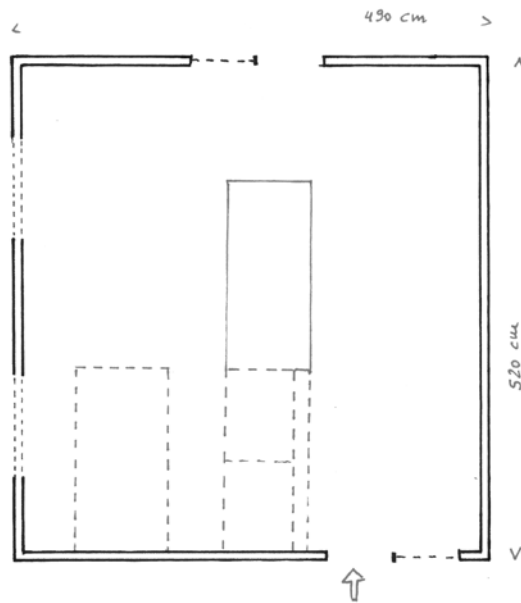
die Zeit rast
auf der Autobahn mit 50 km/h überholen
aber wen?

Stille kann zu laut sein
Stillstand schmeckt bitter
eine taube Zunge lallt
die Augen verdrehen sich
auf der Nase eine Fliege
ein Klatschen im Gesicht

12

WIEN, 1080

Durchgangszimmer in einer 3er-WG.
Gesamtfläche: 25 m².



Meine Mitbewohnerin K hat eine Katze, die oft auf mein Bett pinkelt. Ich verjage sie aus meinem Zimmer. Ich renne ihr sogar einmal mit zwei Kochdeckeln hinterher. Sowas tut man nicht. Ich beachte sie nicht. Je mehr ich sie ignoriere, desto präsenter wird sie. Ich erinnere mich an das Tür-aufmachen und Ganz-schnell-wieder-zumachen. Die Katze öffnet diese auch allein. Ich erfinde schwindlige Konstruktionen, damit die Türe geschlossen bleibt. Ich schlafe auf einer Matratze, die ich jeden Tag aufstelle und woanders hin verschiebe.

K kocht gerne. Sie ist Grafikerin. Ich kenne sie aus meiner Turnerinnenzeit. Wir essen einen Salat mit gebratenen Steinpilzen. Küchengespräche. In K's Schlafzimmer ist eine riesige bläuliche Fototapete. Es könnte ein Meer sein oder auch ein erhabener Blick auf ein Gebirgstal. Auf jeden Fall gibt es einen weiten Horizont. Mehr sehe ich nicht.

Ich habe diesmal nicht ‚meine‘ Gegenstände um mich. Alles ist verpackt und an unterschiedlichen Orten untergebracht. In diesem Raum ist nur das Nötigste von mir. Es geht um die Fertigstellung des schriftlichen Teils des Referats zu Roland Barthes, das ich vor meiner Reise nach Mittelamerika abgeben will.

Wir fahren auf der Autobahn. Wir sind sehr schnell.
Ich bin Beifahrerin. Da ist plötzlich, aus dem Nichts heraus,
rechts eine andere Straße. Sie ist einfach da. „Peng!“
So wie Unfälle passieren, wenn man in Gedanken ganz
woanders ist. Wir bleiben auf der Straße. Ich denke mir
noch: „Glück gehabt, gerade noch die richtige Abzweigung
erwischt“, sage: „Wow, das war aber knapp“.

Das Herz beruhigt sich langsam, wie nach Schock-
zuständen, bei denen der Pulsschlag viel zu schnell und
immer wieder in die Gurgel springt. Das Gehirn versucht
sich mit tiefem Durchatmen zu retten.

Wir fahren weiter, erholen uns vom Schock. Die Straße
wird breiter. Seltsam. Die Straßenlinien verschwinden.
Die Straßenränder lösen sich auf. Die Autobahn wird zu
einem grenzenlosen See. Doch hier ist kein Wasser.
Wir gehen nicht unter. Wir fahren zielgerichtet so dahin,
auch wenn das Ziel gerade unbekannt ist oder auch egal.
Wir bleiben nicht stehen, um zu schauen, was eigentlich
los ist. Der Asphalt erinnert an moosgrünen Samt.
Rundherum ist alles verschwommen.

Sind wir in Bewegung? “Wo bin ich?”
Ich zwinge mich, die Augen zu öffnen.

DREI MONATE MITTELAMERIKA

Die Reise beginnt in Costa Rica. Der Reiseführer ist in der Tasche. Ich lande in San José und übernachtete drei Tage bei einer Bekannten. Ich will an den Strand, übernachtete in billigen Absteigen an der Karibikküste. Ich bin die erste Zeit hauptsächlich angespannt. Ich fahre mit dem Boot weiter auf eine Insel, Bocas del Toro in Panama. Ich miete ein riesiges Zimmer. Sechs Betten stehen im Raum. Ich habe zwei Lieblingsbetten ausgesucht und kann mich nicht entscheiden. Ich probiere das Erste aus, lese ein wenig darin, mache es mir bequem, schaue spanische Vokabeln durch. Plötzlich stürzt das Bett ein. Die Entscheidung ist gefallen. Ich gehe zu Bett 2, meinem Zuhause für die nächsten Tage. Ich bin zufrieden. Der Ventilator an der Decke dreht sich. Es gibt nichts zu tun. Ich bin irgendwo in der Karibik. Niemand, den ich kenne, weiß Bescheid wo ich bin. Es gibt noch kein Internet. Ich bin auf mich gestellt und fühle mich frei.

Ich lerne wilde Männer und Frauen aus aller Welt kennen, sitze mit Einheimischen am Straßenrand, esse mit ihnen, begegne ihren Problemen und lasse mich mittragen. Ich sehe meinen beschränkten Horizont. Ich reise mit Schamanen, zukünftigen Rechtsanwälten und Verlorengegangenen. In San Cristóbal de las Casas, im Hochland von Chiapas, verbringe ich ein paar Nächte mit einem Mexikaner, der in die USA flüchten will. Ich hätte ihn am liebsten mitgenommen, nur um länger zusammen zu bleiben. Er macht Schuhe und Schmuck, zeigt mir was er hat, was er kann. Er berührt mich. Ich liebe seine Zahnlücke. Eine Nacht noch zusammen. Dann muss er weiter.

Ich teste aus, bin intensiv, gebe mich in Schwierigkeiten, schreie vor Angst herum, damit mich niemand anfasst, falle in einen Fluss in

der Nähe des Meeres, bin glücklich, hänge in der Matte herum, nehme Acid und sehe wie verblasste Farben aufleuchten. Ich lerne einige meiner Ängste besser kennen, begegne meiner Freude. Das Reisen bringt mich in den Augenblick. Ich muss sofort reagieren können in Situationen, die ausufern. Ich höre mit dem Tagträumen auf, das „was wäre, wenn“ stelle ich mir nicht mehr so oft vor. Ich passe auf mich auf, nehme wahr, wenn etwas gefährlich wird. Manchmal liege ich falsch. Es ist viel Misstrauen in mir.

Ich fliege von Mexiko City zurück nach Wien, ein tiefes Feuer in mir. Ich komme zurück, irgendwann.

Urlaub ist hier. Irgendwo, eben hier.

Ich werde erschossen.

Ich habe einen Verband um meinen Kopf.

Damit kann ich wie ein Diaprojektor sehen:

seitenverkehrt, auf dem Kopf stehend, verwundet.

Es erschwert das Gehen, weil ich anders denken muss.

Wenn der Körper vor geht, gehe ich auf dem Kopf zurück.

Ich muss umdenken: Vor ist zurück, links ist rechts, oben ist unten, linksseitlich oben ist rechtsseitlich unten und so fort.

Während ich versuche umzudenken, bemerke ich etwas

ganz Wesentliches: Ich wurde erschossen, dennoch kann ich nicht tot sein, sonst würde ich doch nicht auf dem Kopf rumlaufen.

Eine Stimme sagt: „Doch, ich hab dich getroffen“.

Ich denke mir: „Vielleicht meint sie eine Andere?“

Später versichert mir jemand, dass ich lebe.

Ich will es laut hinaus schreien, bin glücklich: „Ich lebe.“

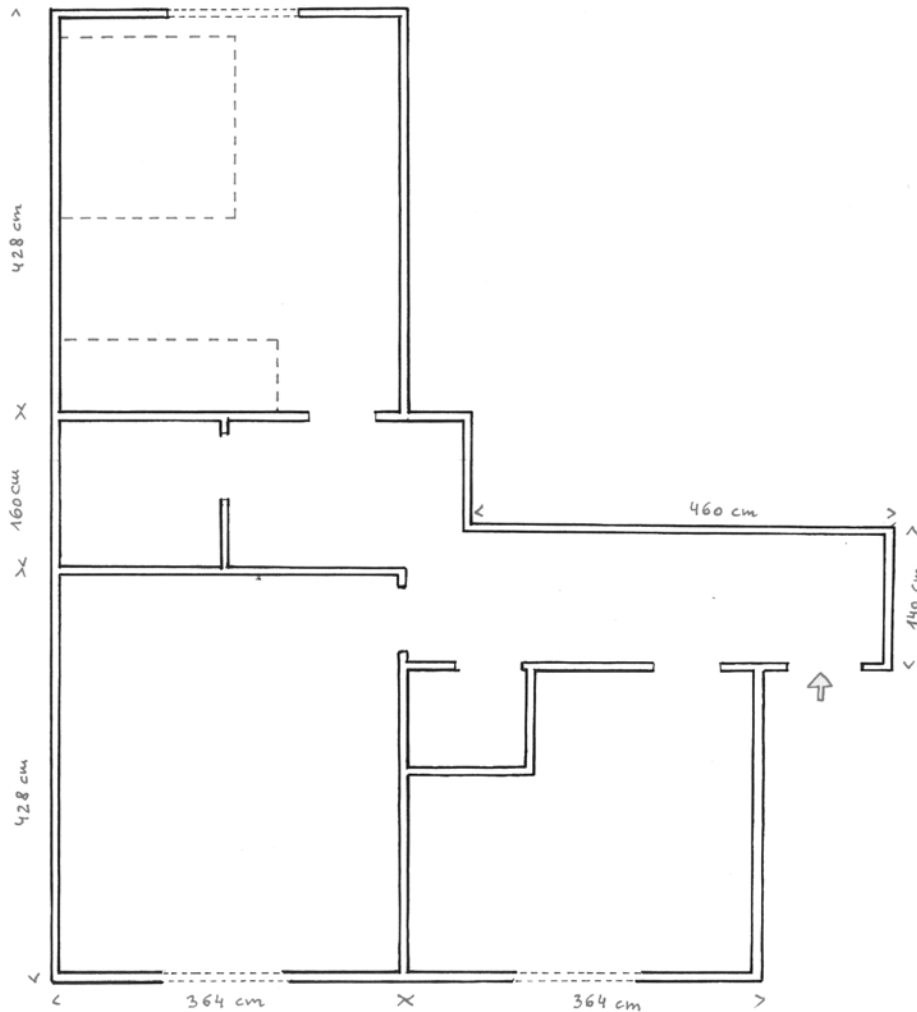
Eine Person auf der Strasse hindert mich daran.

Ich bin schüchtern.

13

WIEN, 1030

60er-Jahre-Neubau-Wohnung. Untermiete.
Gesamtfläche: 59 m².



Nach Mittelamerika lande ich hier. Die erste Wohnung für mich alleine. Es ist die Eigentumswohnung einer Kunstgeschichte-Freundin, die ein Semester ins Ausland geht. Ein Neubau. Die Wohnung hat tolle 50er-, 60er-Jahre-Möbel. Ich erinnere mich an einen großen ehemaligen Getränkeautomaten. Verchromte Griffe, die man runterziehen kann und ein Innenraum öffnet sich. Darin sind kleine Stilleben arrangiert, sehr detailreich, liebevoll. Ich mag die Wohnung. Ich bin dort mehr auf Besuch. Es ist klar, dass ich in einem halben Jahr wieder ausziehe. Ich bin alle meine großen, schweren Möbel los und besitze hauptsächlich Kisten. Die Gegend mag ich nicht. Sie ist weit weg von den Orten, wo ich sonst gerne hingehe. Ich erkunde die Gegend nicht. Ich bin noch keine Radfahrerin. Die Fenster der Küche und des Wohnraums führen in den Innenhof, hell, sonnig, der Schlafraum liegt zur Straße hin, ein Bett aus Metall.

Mein Schreibtisch ist im Schlafraum an die Wand gestellt. Unmengen an Büchern, kopierten Texten, die ich gelesen habe, lesen sollte, zu Strukturalismus, Semiotik, Poststrukturalismus, Roland Barthes. Lesen ist ein Eintauchen in einen Kosmos, der mich fasziniert und anfasst. Ich lese gierig, verstehe oft nicht viel. Mein Körper ist dabei. Es geht um Lust und Begehren. Neue Schichten entstehen durch die Bücher. Sie wirken sich in meiner Wahrnehmung und meinem Verständnis von Welt aus. Ich liebe die frühen und späten Texte von Roland Barthes, die Franzosen, die dünnen Merve-Bändchen. Ich schlage Hélène Cixous nach: „Die einzige Regel, die ich beachte, ist,

unerbittlich, schonungslos mit meinem Unbewussten zu sein. Am Anfang lasse ich mich immer hinterfragen durch etwas, was gerade meinen Körper, mein inneres Leben erregt auf eine geheimnisvolle Art und mit einer gewissen Unbändigkeit. (...) ich gehe dort, wo ich mich fürchte. Eine ganze Arbeit besteht darin, aufzulauern: nicht auf der Ebene des Anekdotischen. (...) Es ist all das Schweigen, die Blicke, die Weise, in der die Körper sprechen, die ich zu hören versuche.“⁵

Dieses körperliche Gefühl für Theorie bleibt. Ich gehe mit manchen Texten Liebesbeziehungen ein. Kein Reden darüber. Ein Begehren. Euphorie, die Kopf und Bauch nährt. In dieser Wohnung wird mir klar, dass ich das Kunstgeschichtestudium kurz vor seinem Ende beende. Die gelesenen Texte zeigen es mir.

Ich lerne M kennen. Hier höre ich vom Elektroakustischen Institut und beschließe, die Aufnahmeprüfung zu machen.

Ich höre Meredith Monk, Laurie Anderson, Iva Bittova, Steve Reich, Sonic Youth und viel Experimentelles.

**zustand. in distanz gehen. ‚ich mag‘
immer wieder fremdes erleben
etwas bleibt über
aussetzen, ansetzen
werde wach!**

**geworfen sein auf das, was trägt
woher kommt ein wissen mit haltegriffen?
der alltag übernimmt sich. wer kocht für mich?**

**schwindel. eineinhalb veränderungen erscheinen
eine gerade strecke, flach matt
dann unruhig und zitternd
oberflächen, die wärmen
auch wenn sie ab und zu glatt sind**

**in kategorien denken, um zu sein
katalogisieren, um ein hier und jetzt zu begreifen
“morgen schreibst du wieder heute”**

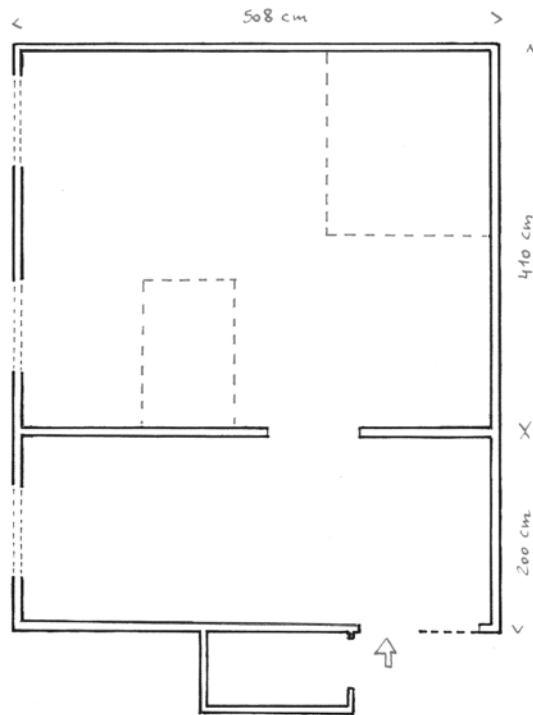
**morgen gehe ich wäsche waschen
morgen bin ich froh
morgen sind die taschen leer
verschoben sein in worten
morgen ist besser als später, oder nicht?
es wird zeit, mich wichtig zu nehmen!**

⁵ Hélène Cixous: Die unendliche Zirkulation des Begehrens,
Berlin: Merve Verlag 1977, S10 f

14

WIEN, 1150

Singlewohnung. Zimmer, Küche, Klo am Gang.
Hauptmiete. Fenster zum Hof, sehr ruhig.
Gesamtfläche: 30 m².



Meine erste Wohnung, in der ich länger alleine wohne. Sie ist billig und besteht aus Küche und Zimmer. D-Kategorie, Klo am Gang. Ein 3-Jahres-Vertrag. Ich besitze ein Hochbett, das mein Vater baut. Er wohnt eine Zeitlang bei mir. Er kommt diesmal aus Saudi-Arabien zurück und ist auf der Suche nach Arbeit. Er sitzt in der Küche und geht die Stelleninserate durch, rauchend, etwas verzweifelt. Enge Erinnerungen an früher. Die Wohnung hat einen Gaskonvektor.

Die Bretter für das Hochbett findet mein Vater im Innenhof. Wir fahren mit dem Bus zu einem Eisenschrotthändler. Dort kaufen wir die Steher für das Bett. Nachher gehen wir in eine Autowerkstatt in der Nähe. Dort fragt mein Vater, ob er das Schweißgerät benutzen darf. Er zieht 50 Schilling aus der Tasche und gibt dem Besitzer der Werkstatt das Geld. Mir ist das peinlich. Er fängt an, zu schweißen. Das beeindruckt mich. Das Hochbett entsteht also in einer Autowerkstatt am Stadtrand von Wien. Wir tragen die vier Stangen nach Hause. Dort baut er das Bett ganz zusammen. Ich schlafe noch immer auf diesem Gestell. Nur die Füße werde ich später absägen und die billigen Bretter des Innenhofs durch einen Lattenrost ersetzen. Im Improvisieren und Abstauben ist mein Vater genial. Ich bin stolz auf ihn und diese Aktion.

Von diesem Hochbett stürze ich einige Zeit später. Ich rutsche von der nicht befestigten Leiter ab und falle auf das rechte Sprunggelenk. Ich bin nicht versichert. Ich gehe mit Z in das ‚Krankenhaus der barmherzigen Brüder‘, weil dort auch Leute ohne Versicherung behandelt werden. Der Arzt schaut mir nicht in die Augen, während ich ihm erzähle, was passiert ist. Er blickt immer zu Z und kommuniziert mit mir über sie. Es ist kränkend. Wahrscheinlich denkt er, ich sei drogen-

süchtig, weil ich nicht versichert bin. Z begleitet mich ins Krankenhaus, anstatt wie ausgemacht, gemeinsam nach Greifenstein baden zu gehen. Danach fahren wir dennoch dorthin. Doch habe ich keine Krücken bekommen und komme mit meinem Fuß nicht recht vom Fleck. Nachträglich verstehe ich nicht, warum ich mit meiner Verletzung dorthin mitfahre. Ich weiß ja, dass man einige Zeit vom Auto zu einem schönen Plätzchen gehen muss. Ich sehe mich auf allen Vieren dahinkriechen bis zu dem Platz, an dem es uns gefällt. Traue ich mich nicht, nein zu sagen? Ich erinnere mich an das Kriechen. Wenn jemand vorbei spaziert, erkläre ich mich, denn es ist mir peinlich, das Gehen auf allen Vieren.

Ein paar Wochen davor sitze ich auf einer Autorückbank. Neben mir ein Dobermann. Vorne steigt A und sein Freund H ein, dem der Hund gehört. Wir wollen in den Wald fahren. Auslauf. Ich schau den Hund an. Er reißt das Maul plötzlich auf und schnappt einmal zu. Ich bin ihm wohl zu nahe gekommen. Obere Zahnreihe über der Augenbraue, untere Zahnreihe bei meinem Kinn. Beim ‚Anbeißen‘ rutscht er auf die linke Wange ab. Ich weiß nicht, dass der Hund bis vor einer Woche im Tierheim lebte. Als beide nach hinten blicken, sehen sie mich, blutend und vor mich hinstarrend, ohne ein Wort. Sie bringen mich ins Krankenhaus. A geht mit mir rein. Ich bekomme eine Spritze. Ich soll angeben, welcher Hund mich gebissen hat. A bittet mich nicht den Besitzer zu nennen. Ich sage, dass ich keine Anzeige machen will.

Detko Bajtala, mein Großvater, stirbt Ende der 90er-Jahre. Am Tag meiner Aufnahmeprüfung in die Akademie der bildenden Künste ist das Begräbnis. Ich darf nach Bratislava fahren und werde dennoch

aufgenommen. Danke E! Opa's kleines Haus ist ein wichtiger Anker in meiner slowakischen Erinnerung und steht am Beginn einer Sackgasse, die an ihrem Ende in einen Friedhof mündet. Alle meine toten Verwandten leben dort, außer mein Vater. Bei Opas Begräbnis bin ich das letzte Mal im Haus und versuche verzweifelt, alles mit einer schlechten Videokamera festzuhalten. Am Dachboden ist mein Kinderwagen zu sehen, nach so vielen Jahren. Das Videobild zeigt nur vage Schatten.

Von Zeit zu Zeit, wenn ich auf Besuch in Bratislava bin, fahre ich bei Opas Haus vorbei. Es fühlt sich an wie ein Pflichttermin. Das Haus bleibt ein Sehnsuchtsort. Niemand macht mir das grüne Tor auf. Meine Großmutter ist schon lange tot. Mein Cousin hat das Haus übernommen. Ich verpasse ihn. Warum renne ich diesen Bildern nach? Als ob jede erinnerte Geschichte ein Orakel wäre: Wenn ich es schaffen könnte, diese Geschichten in etwas anderes zu übersetzen – ja, was dann? Jedes Detail wäre wichtig, jede Einzelheit würde mir etwas Besonderes erzählen, sodass ich am Ende endlich verstehen würde. Ich würde dann sagen: „Jetzt ist mir alles klar.“

In dieser Wohnung drehe ich mein erstes Kurzvideo, Grießbrei.

Es gibt hier keine Fotos von FreundInnen oder Eltern an der Wand. Auf meinen Wänden hängen Bilder, die mich anspringen. Sie sind poetisch, politisch, provokativ, lieblich, kitschig, verwaist. Doch sind es keine Erinnerungen! Zu Hause will ich Ruhe haben davon. Die Bilder, die mich umgeben, lassen mich in Ruhe.

Ich bin ein dickes Kind, die Häuser sind rot.
Es muss Herbst sein.
Das Laub fällt schneller ab als sonst.
Endlich schlage ich den anderen nieder.
Er fällt die Stiege hinunter und bleibt liegen.

Ein Junge verfolgt uns.
Wir verschwinden in ein altes Haus.
Viele Zimmer gleiten an uns vorbei.
Wir betreten einen Raum mit einer Überwachungsanlage.
Die Zentrale – von hier aus überblicken wir den Platz.
Jeder Winkel ist mit einem Lautsprecher verkabelt.

Eine von mir muss auf den Platz hinaus rufen.
Großer Drang zu schimpfen. Aggressives Zeug halt.
Wo kommt das her? Wie aus dem Keller erbrochen.
Ich drehe das Mischpult zurück.
Nun ist es gut.
Wir schauen in acht unterschiedliche Monitore gleichzeitig.
Die Überwachung funktioniert einwandfrei.

Ich gehe raus und steige in den Bus ein.
Der Fahrer ist einarmig. Er fährt wie wegrennen.

Ich beschütze das dicke Kind, halte seine Hand.
Es lässt mich nicht los. Das Kind hat so lange Gliedmaßen.
Rätsel im Kopf, die mich beschäftigen:
Wie kann es dick, in die Länge gezogen und dennoch
kleiner sein als ich?
Ich verstehe nicht, was ich sehe.

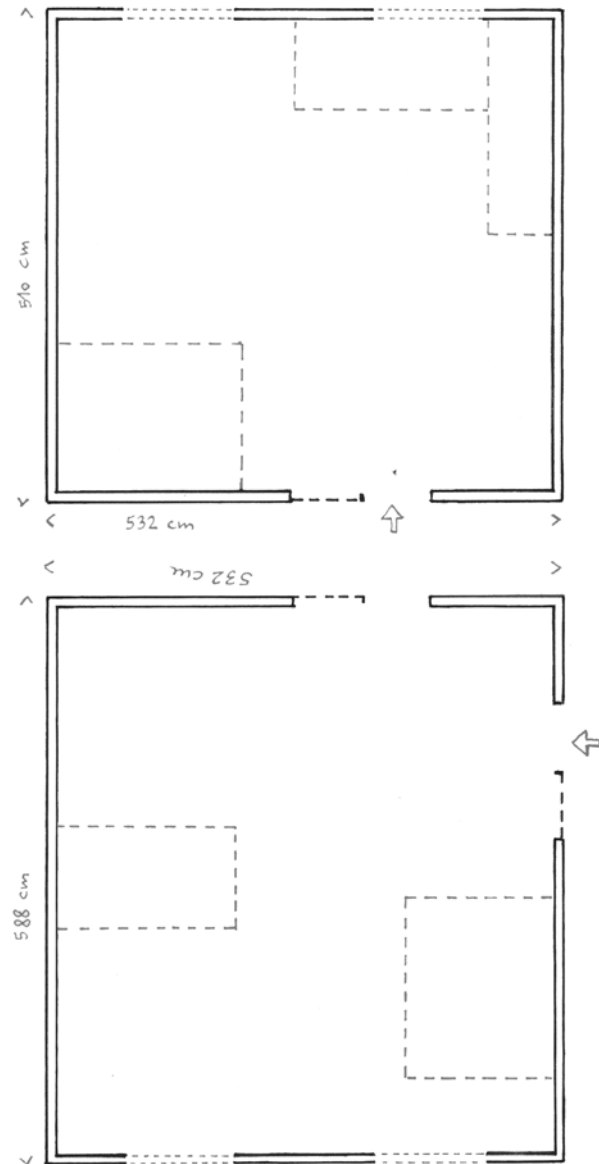
Ein Mann ist gemein zum Kind.
Warum wehrt es sich nicht?
Ich beschütze es mit Leibeskraft.
Wir gehen weiter.

15+16

WIEN, 1090

Zwei Zimmer in einer 2er-WG.

Gesamtfläche: 32 bzw. 25 m².



Ich ziehe mit M zusammen. Ich kenne sie nicht gut, aber wir sind uns sympathisch. Die Wohnung ist riesig. Ein großer Vorraum, Essraum, Bad. Je ein Zimmer für jede von uns und ein möglicher Gemeinschaftsraum, den wir aber nicht nutzen. Ich teste beide freien Zimmer zu unterschiedlichen Zeiten aus.

Ich wähle zuerst das größere der beiden Zimmer. Der Raum ist hoch, Stuck an der Decke, eine Goldleiste rundherum. Edel. Die Fenster schauen in einen dunklen Innenhof hinein. Die Wohnung befindet sich im ersten Stock. Es kommt kaum Licht hinein. Die Tauben kacken die Fenster zu. Ich denke, aus praktischen Gründen wäre es angenehmer, nicht nebeneinander zu schlafen, dann könnten wir beide mehr Lärm machen. Aber wir machen nicht oft Lärm und M ist oft nicht da. Sie ist Bühnenbildnerin und lebt an verschiedenen Orten.

Das andere Zimmer, in das ich danach einziehe, ist auch nicht gerade hell, aber freundlicher. Eine Zeitlang wohnt eine Schauspielerin statt M mit mir hier. Ich lerne sie besser kennen. Lange Gespräche am Esstisch.

Hier feiere ich meinen 30. Geburtstag. Mein damaliger Freund A bäckt mir eine Palatschinken-Torte. Unzählige Marmelade- und Schokocreme-Schichten türmen sich übereinander. Ich liebe dieses Geschenk. Er schenkt mir auch einen mobilen Plattenspieler mit Batterien. Wir machen ein Picknick damit. A borgt sich das Teil kurz vor unserer Trennung aus und gibt es mir nicht mehr zurück. Warum ich das nicht vergesse?

Ich erfinde „die Frau in der Tasche“, erschreibe ihre Geschichte, eine Zukunft mit mir. Sie begleitet mich in der Akademiezeit auf dem Weg zur Künstlerin. Alles, wofür ich mich geniere, schiebe ich ihr unter. Die Frau in der Tasche ist eine Videokamera, die in der Tasche liegt. Ich bitte FreundInnen und Bekannte, mir ein Stück ihrer Zeit zu schenken. Sie geben mir die Kamera zurück. Ich laufe begierig heim und schaue mir die geschenkte Zeit an. Eine nimmt mich zum Reiten mit, eine legt die Kamera in die Anprobe, einer stellt die Kamera vor sein Bild, eine entdeckt das Filmen für sich und teilt mir das mit Ich sichte viele Stunden Material und zeige es in einer Ausstellung: Texte der Frau in der Tasche, Zeichnungen und die Videothek der Alltäglichkeiten.

**Der Aufzug bringt mich in das oberste Stockwerk
eines zukünftigen Wolkenkratzers.**

Der letzte Stock wird erst nächstes Jahr gebaut.

Dennoch bin ich schon da.

Die Türe geht auf, automatisch.

Eine Person kommt mir entgegen.

Sie grinst mich an und hat glänzende Augen.

Sie gibt mir die Hand.

Sie flüstert mir etwas zu.

Es ist ein Geheimnis.

Dann verschließt sie mit dem Zeigefinger ihren Mund.

Ich verstehe sie leider nicht,

sehe ihre Lippenbewegungen.

Sie spricht eine andere Sprache.

Ich lasse mir nichts anmerken und

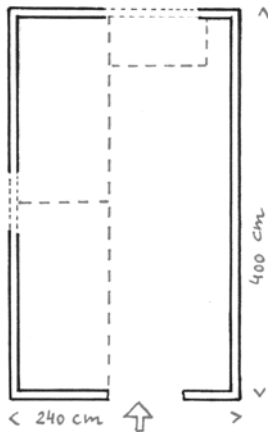
setze ein strahlendes Lächeln entgegen.

Wir schauen uns um.

17

BINNTAL, SCHWEIZ

2 Bett-Zimmer für 2 Personen
im Rahmen eines Kellnerjobs in den Bergen.
Gesamtfläche: 9 m².



Ich brauche dringend Geld. Die Bank hat mein Konto gesperrt. Ich bin 30 Jahre alt. Der Überziehungsrahmen wurde auf null gesetzt. Eine Studienkollegin erzählt mir von einem Kellnerinnen-Job im Kanton Wallis in der Schweiz, nahe der italienischen Grenze. Meine Freundin E und ich bekommen den Job. Wir investieren in ein Zugticket hin und retour.

Das Zimmer ist winzig. Es gehen sich 2 Betten nacheinander aus, daneben ist ein kleiner Tisch in Richtung Fenster, eine Kommode, ein Kasten. Das Zimmer liegt über der Gaststube. Alle Kellnerinnen sind hier einquartiert.

Es ist der furchtbarste Job, den ich je hatte und ich hatte viele Jobs, von Reinigungs- zu Fabriksarbeit, über „Drink fit“-Verkostungsdame im Supermarkt bis hin zu unterschiedlichen Arbeiten bei der Post. Dieser Job ist die Krönung. Nach einem Monat packe ich meine Sachen. Ich halte es nicht mehr aus und fordere ein Gespräch. Ich will meinen Lohn vom ersten Monat, und dann den Ort verlassen. So stelle ich mir das vor. Es ist ein Befreiungsschlag, das einzufordern, mich selbst zu ermächtigen. Sie sagen, ich habe den Vertrag auf zwei Monate unterschrieben. Wenn ich nach einem Monat gehe, bekomme ich den Lohn nicht. Ich kann gehen ohne etwas zu bekommen, oder noch ein weiteres Monat arbeiten und den gesamten Lohn erhalten. Ich entscheide mich für Zweiteres. Aber es tut dennoch gut, meinen Widerstand, meine Kraft zu spüren und nicht ohnmächtig zu sein.

Ich komme mit dem Besitzer gar nicht zurecht. Er schikaniert mich und beweist seine Allmacht. Ich habe noch nie in meinem Leben einen

Menschen so gehasst. Er ist selbstgerecht und aggressiv. Seine Sprache ist tiefliegend, beleidigend, brutal. In meiner Phantasie stelle ich mir vor, das Gasthaus niederzubrennen und sein Gesicht zu sehen, während das Feuer wütet. Er stößt in mir das tiefe Brennen meines Vaters unter der Oberfläche an, seine Wut, Hilflosigkeit und Brutalität, die sich entlädt, wenn er trinkt und nicht mehr weiß, wohin damit.

Ich wandere erstmals alleine in den Bergen. Ich kenne das Bergsteigen von meinen Eltern nicht. Ich empfinde eine Stille in mir, ab und zu. Die Enge ist weg. Ich bin nach der Wanderung glücklich.

Mit E errichten wir nahe dem Gasthaus eine Feuerstelle, klauen Kartoffeln aus dem Keller und genießen die Zeit beim Feuer.

Ich beginne zu zeichnen. E borgt mir ihre Buntstifte. Ich mache eine Comic-Geschichte in fünf Bildern, die meinen Auszug dokumentieren. Die letzte Zeichnung zeigt den Gegenblick zur Tür. Ich zeichne und vergesse das Rundherum. Das ist die zweite Errungenschaft, die mir bleibt.

Wenn du das Blinzeln

während des Wachseins

vom offenen Auge subtrahierst,

ersparst du dir ganz schön viel Zeit.

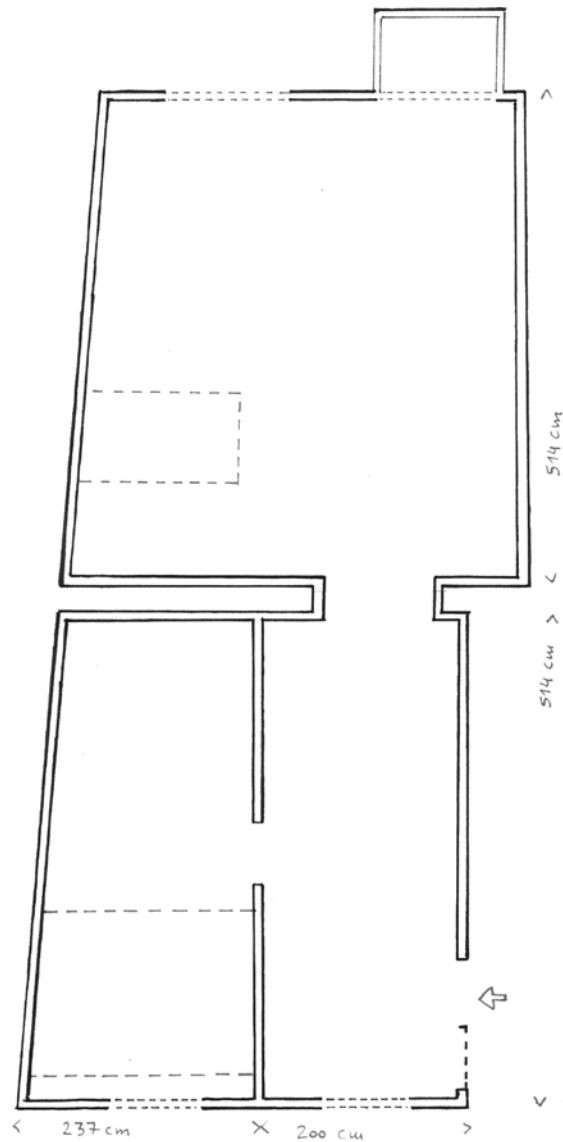
Die Tränenflüssigkeit ist oft am Ende.

Die Zahnstocher bohren Löcher in die Haut.

18

WIEN, 1170

Renovierungsbedürftige Single-Wohnung.
Kategorie D, unbefristete Hauptmiete, sonnig.
Gesamtwohnfläche 47 m².



Wir steigen in den dritten Stock. Die Maklerin öffnet die Tür und ich stehe in einem 80er-Jahre-Inferno. Die Küche verbaut, dunkelbraun, ohne Dusche. Styroportapeten überall. Im großen und kleinen Zimmer eine abgehängte, grauenhafte Verschalungsdecke. Die Wände sind voll mit Tapeten aus verschiedenen Jahrzehnten. Am Boden liegen Teppiche und dort wo keiner ist, blitzen Sperrholzplatten durch. Der Parkettboden ist nicht sichtbar. Das Klo am Gang. Ein Wiener Klassiker, Zimmer-Küche-Kabinett. Aber ich mag die Wohnung. Sie ist sonnig und nach hinten hin ruhig. Es ist klar, dass ich alles darin wegschmeißen muss. Ich schaue mir ein zweites Mal die Wohnung an. Ich habe mich in ihre Möglichkeiten verliebt. Ich bekomme einen unbefristeten Mietvertrag. Jahrelang zeichne ich Pläne von unterschiedlichen Umbauten, die ich vorhabe. Die Phantasie schließt die Nachbarwohnung mit ein. Durch sie werde ich irgendwann den Zugang zu meinem Klo bekommen.

Das ist die Wohnung, in der ich seit vielen Jahren lebe. Sie ist die einzige in dieser Raumversammlung, die ich abgemessen und nicht rekonstruiert habe. Ich werde in diesem Text nicht viel davon preisgeben. Das käme mir unheimlich vor.

Ein ewig langer Zug, verwinkelt, wie ein über Generationen
gebautes Motel mit unterschiedlichen Grundrissen.
Alles erscheint selbstverständlich.

Die Breite der Waggons entspricht keinem Einheitsmaß.
Sie setzen sich auf Parallelgleisen fort. Der Raum entfaltet
sich, sobald es möglich ist oder klappt zusammen, wenn
es notwendig wird, und nur eine Gleisspur befahrbar ist.
Ich kann die Situation nicht überblicken. Der Zug ist mehr
eine neue Art der Fortbewegung als ein in Bewegung sein.

Wo fahren wir hin? Weite Flächen. Ist das wirklich oder nur
auf die Scheiben projiziert? Sind die Gespräche spontan
oder einstudiert? Bin ich Statistin oder Hauptdarstellerin?
Wir sind angekommen.

Es beginnt ein Fest. Wir gehen hinein. Der Vordergrund
ist nicht vorhanden. Dahinter sind Riesenräume.
Ich betrete den ersten Raum, kann ihn schwer fassen.
Er ist sehr hoch. Hinter grünen 50er-Jahre-Tapeten sind
in Dreierreihen hunderte von Duschköpfen übereinander
angebracht. Dort duschen verstaubte Vögel eines ganzen
Schwarms.

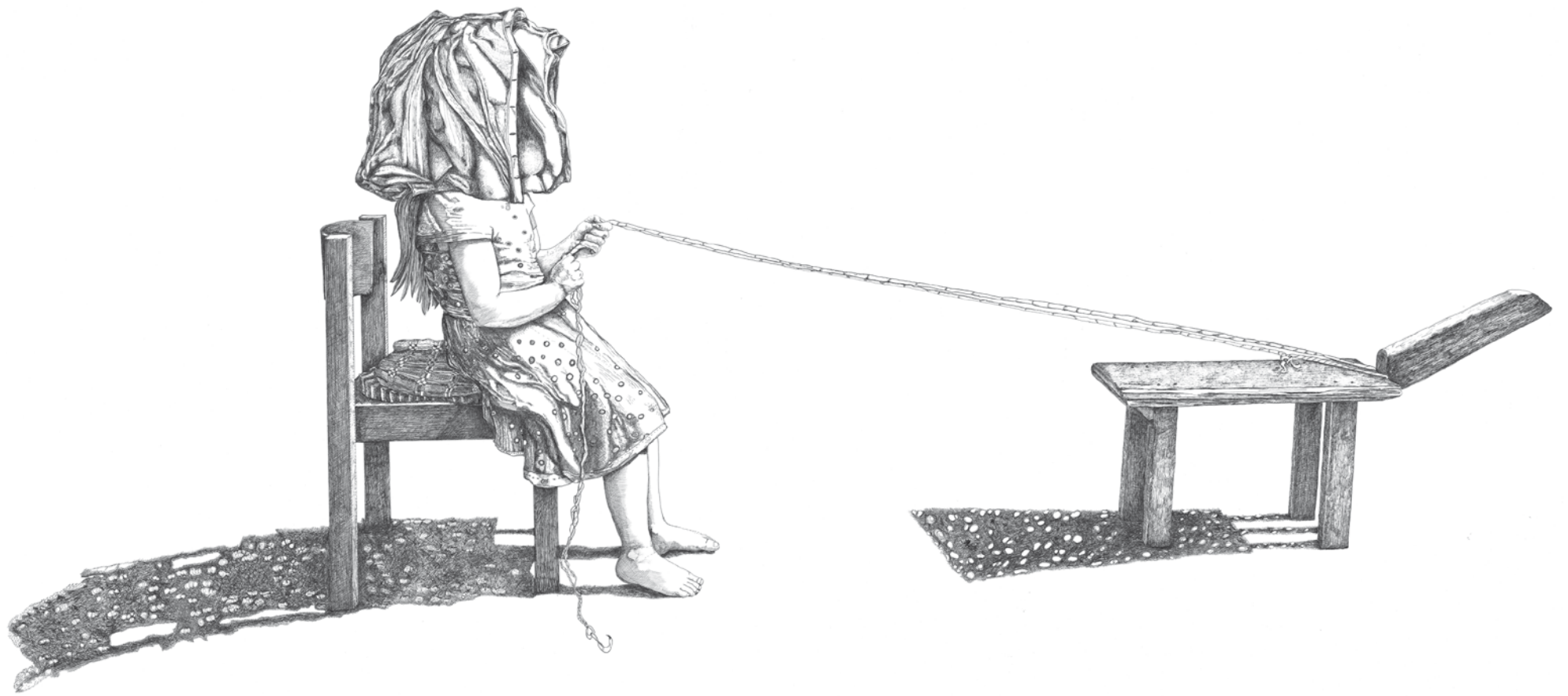
Wo ist meine Spiegelreflexkamera?
Ich muss das fotografieren. Das glaubt mir keiner!
Fettes Staunen. Was beeindruckt mich?
Es ist kein Raum, mehr eine Atmosphäre, ein Zustand
von Sein. Ich habe jegliche Angst verloren.
Wie lässt sich das fotografieren?

Nach dem dritten Raum kommen einzelne Zimmer.
Jedes gehört einer anderen Person.
„In welchem Zimmer möchtest du schlafen?“
Wo fühle ich mich wohl?
Draußen treffen wir E. Ich kenne sie entfernt.
Wir begrüßen uns um eine Skulptur aus Stoff herum.
Sie ist verhalten. Ihr Begrüßungskuss ist mehr ein Aufprall
als eine Berührung. Ich erwische ihre Haare im Gesicht.
Ich drehe mich und stoße das Objekt um. Der goldene Stoff
fällt zu Boden. Die Stecken machen Lärm und stürzen.
Jetzt ist es so, wie ich es will.

„Warum bin ich absolut unvorbereitet hierher gekommen? Weil ich nichts Vorgefertigtes anwenden wollte. Sagen wir, ich wollte mich dem Ereignis aussetzen, dem singulären Ereignis, vor ihnen zu stehen, gänzlich unbewaffnet, gänzlich exponiert, gänzlich verwundbar.“⁶

⁶ Jacques Derrida: „Als ob ich tot wäre“.

Ein Interview mit Jacques Derrida, Wien: Turia + Kant, 2000, S.15



Herausgeberin: Miriam Bajtala
Titel: dichtegeschichte in 18 Räumen
Gestaltung und Redaktion: Miriam Bajtala
Grafische Unterstützung: Karl Ulbl
Lektorat: Ina Ivanceanu, Peter Grabher
Texte und Zeichnungen: Miriam Bajtala
© der Abbildungen Miriam Bajtala, Bildrecht Wien.
Druckerei: Druck.at

1. Auflage: 100 Stück

© 2020 Miriam Bajtala, Eigenverlag
Alle Rechte vorbehalten.
Abdruck (auch auszugsweise) nur nach ausdrücklicher
Genehmigung durch Miriam Bajtala

www.miriambajtala.org